# ALBUM.

## Bibliothek deutscher Originalromane.

XIX. Jahrgang. 10. Band.

Die

# Herren von Ettershaiden.

Roman

von

Ernst Fritze.

Erster Theil.

Wien.

Herm. Markgraf.

1864.





325 - Gg.

# Nicht zu übersehen!

---

Neu eingetretene Subscribenten des „Albums“ erlaube ich mir darauf aufmerksam zu machen, daß vom

# Album,

## Bibliothek deutscher Originalromane,

die Jahrgänge

## 1858, 1859, 1860, 1861 und 1862

(à 24 Bände)

noch vollständig vorhanden sind und fortwährend durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zum Subscriptionspreise von

**nur 45 kr. Oest. Währ. = 10 Sgr. pr. Band,**

auf einmal oder nach und nach bezogen werden können.

Durch die Anschaffung dieser Jahrgänge ist auf die wohlfeilste Art Gelegenheit zur Gründung einer reichhaltigen belletristischen Bibliothek geboten, welche in gleichförmiger, bequemer Ausstattung hervorragende Erzeugnisse der beliebtesten deutschen Schriftsteller auf dem Felde des historischen und socialen Romanes in sich vereinigt.

### XIII. Jahrgang. 1858.

1. Band. **Gerstäcker**, Der Flatbootmann. 2—3. Band. **Schücking**, Aus den Tagen der großen Kaiserin. (Die Odaliske. Die Novize.) 4—7. Band. **Arming**, Van Hoboken.

# MUSIA

# ALBUM.

## Bibliothek deutscher Originalromane.

Herausgegeben
von
**Herm. Markgraf.**

Neunzehnter Jahrgang.

Zehnter Band.

# Die Herren von Ettershaiden.

I.

Wien.
Herm. Markgraf.
1864.

# Die Herren von Ettershaiden.

Roman

von

E. Fritze.

I. Theil.

Wien
Herm. Markgraf.
1864.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Einleitung. Zwei Novembertage | 1 |
| I. Capitel. Zeitveränderungen | 39 |
| II. Capitel. Erloschene Gluth | 48 |
| III. Capitel. Auf offener Straße | 75 |
| IV. Capitel. Der Marquis d'Etérais | 96 |
| V. Capitel. Zwei Waisen | 124 |
| VI. Capitel. Ein Gegenbesuch | 156 |
| VII. Capitel. In der alten Burg | 180 |
| VIII. Capitel. Begreifst Du das? | 204 |

# Die Herren von Ittershaiden.

Die Verlagsbuchhandlung

# Einleitung.

## Zwei Novembertage.

Der Herbst mit seinen wechselnden Witterungslaunen war eingekehrt. Kaum hatte der October im vollen Sonnenglanze Abschied genommen, so trat Sturm und Regen mit verdoppelter Kraft auf, um die letzten Reste der sommerlichen Blätter- und Blüthenpracht zu zerstören. Drei Tage hatte es gestürmt. Als aber der Abend des vierten November nahete, da gingen die Geister des Sturmes zur Ruhe und die grauen Wolken hoben sich, zertheilten sich und flatterten endlich, wie leichte weiße Schleier am blauen Himmelsgewölbe dahin, eine nach der andern verschwindend, um den aufblitzenden Sternen dort oben Platz zu machen. Die

Sterne aber begannen ihren Lauf mit einem so fröhlichen Funkeln, als wollten sie andeuten, daß sich die lieben Engelein im Himmel der frischen freien Aussicht auf die Erde freueten und daß sie die armen Sterblichen da unten nimmer vergessen würden, wenn auch rauhes, dumpfiges Gewölk sie umhülle und sie verschwunden schienen auf ewig.

Etwas Aehnliches dachte ein junger, in eleganter Hoftracht gekleideter Mann, der eilfertig aus dem Portale des Residenzschlosses zu Potsdam trat und prüfend seine Blicke zum Himmel sendete, um zu ergründen, was für Wetter er auf seinem kurzen Wege nach der Garnisonkirche zu erwarten habe.

Zufriedengestellt durch seine Wetterbeobachtung sprang er leichtfüßig die Stufen hinab, wickelte sich in seinen kurzen vorschriftsmäßig verzierten Mantel und schüttelte nur abwehrend mit dem Kopfe, als ein Lakai ihn fragte, ob er eine Sänfte befehle.

Es war ein schlanker, hochgewachsener, aber blutjunger Mann, der in gemüthlicher Eilfertigkeit seinen Weg verfolgte. Kaum die ersten Bartspitzen mochten ihm Mund und Kinn zieren; sie waren jedoch, der herrschenden Mode gemäß, spurlos abrasirt und das glatte, weiche Gesicht zeigte noch wenig Charakter; man müßte denn die heitere aufgeweckte Miene, womit der junge

Herr in alle unverhangenen Fenster blickte, als einen Grundzug seines Charakters gelten lassen.

Unweit der Garnisonkirche blieb er stehen, trat vorsichtig über einen breiten, wasserreichen Rinnstein und suchte etwas verdrießlich eine Stelle, die reinlich genug sei, ihn zu einem kleinen unansehnlichen Häuschen zu führen, das etwas abwärts von dem glatten, vom Regen abgewaschenen Straßendamme lag. Es gelang ihm, dies kleine Haus mit seinen verwitterten Fenstern zu erreichen, ohne seine feine Fußbekleidung zu beschmutzen. Er trat ganz dicht an das erste Fenster, blickte durch die kleinen mit Blei umrahmten Scheiben und klopfte dann leise dagegen.

Sogleich rasselte das Schiebfensterchen. Von schneeweißen Haaren umgeben zeigte sich ein altes, gebräuntes, runzelvolles Männergesicht in der kleinen Oeffnung; düster und unbeweglich blickten ein Paar tiefliegende dunkle Augen auf den jungen Hofherrn, der lächelnd nickte und „Guten Abend, Fritsche!“ sagte.

„Herr Gott im Himmel, sind Sie es denn wirklich, Junker Thilo?“ fragte der alte Mann mit dem Ausdrucke entschiedener Mißbilligung die Gestalt des Herrn musternd.

„Also dahin ist's nun gekommen? Kammerjunker? Was Ihr tapferer Herr Papa wohl sagen würde, wenn er Sie in diesem Costüme sähe!“ Er lachte auf eigen-

thümliche Weise und verzog den Mund, daß sich die Runzeln um denselben in eine wellenförmige Bewegung setzten. „Seit wann sind denn der Herr Junker Thilo von Ettershaiden Hofjunker?“

„Seitdem Junker Thilo einsah, daß es thöricht sei, seine Talente und Wissenschaften nicht auf jede Weise zu verwerthen;“ entgegnete der junge Herr leutselig. „Mein tapferer Papa hinterließ mir zwar einen tüchtig benutzten Degen, allein die Lust den Degen zu führen erbte ich sowohl, als mein Bruder, nicht mit demselben. Aber das gehört jetzt nicht hieher, alter Leibhusar! Ich bin nicht gekommen, um Ihm vorzudeclamiren, daß die Kinder Seines Obersten froh sein müssen, wenn sie Brod und Wohnung haben, sondern ich bin vom Oberhofmarschall beauftragt, die Veranstaltungen zu revidiren, die für den nächtlichen Besuch der kaiserlichen und königlichen Majestäten getroffen sind.“

„Alles in Ordnung, Herr Junker,“ antwortete der alte Fritsche mit gedämpftem Tone.

„Ganz gut und Sein Wort in Ehren, aber ich muß mich durch den Augenschein belehren lassen, daß Alles nach Vorschrift geordnet ist.“

„Sr. Gnaden der Oberhofmarschall kann sich doch wohl auf den alten Leibhusaren verlassen?“ fragte der Alte verdrießlich. „Wozu eine Revision, die wieder Auf-

sehen macht, was doch, strenger Ordre zufolge, vermieden werden soll."

„Mache Er kein Federlesens, alter Fritsche!" schalt der Junker gutmüthig. „Schließe Er nur sacht das Pförtchen auf, wozu Er den Schlüssel hat. Allons! Je länger hier — je später dort. Es wird finster — nehm' Er nur eine Laterne mit!"

„Na — ich wasche meine Hände in Unschuld, Junker Thilo. Meine Instructionen lauten jedes Aufsehen zu vermeiden und über Alles zu schweigen, was geschehen soll —" murrte der Alte. „Ich red' schon lange kein Wort darüber. Wovon wüßten's denn die Leute, daß die Majestäten um Abendszeit meines großen Königs Sarg sehen wollen? Ich hab's nicht verrathen. Vorhin kostete es mir Mühe genug, die Weibsleute aus den Kirchstühlen drüben zu verjagen. — Wenn ich nun mit Ihnen in die Kirche gehe, so haben wir nachher den ganzen Spectakel vor den Kirchthüren, wenn die Majestäten kommen. Und das soll doch nicht sein. Lassen Sie die Revision bleiben, Junker!"

„Nichts da! Auf den ausdrücklichen Befehl der Königin hat mir der Hofmarschall den ausdrücklichen Befehl ertheilt ‚zu revidiren' und es wird revidirt! Beeile Er sich, Er hat doch sonst Ordre parirt! Red' Er morgen mehr und komm' Er, ehe es vollends Nacht wird!"

Der alte Mann gab jetzt jeden Widerstand auf, brummte nur noch inwendig und nahm gehorsam seine Blendlaterne aus dem Schranke, der dicht am Fenster stand. Während er sie anzündete, schritt Junker Thilo von Ettershaiden wieder höchst vorsichtig nach dem Straßendamm zurück und folgte dann dem alten ehemaligen Leibhusaren Fritsche, der ein Kirchenamt untergeordneten Ranges bekleidete — für dies Mal aber speciell mit einem königlichen Auftrage betraut war — auf einem trockenen Seitenwege nach der Kirche. Leise schloß der Alte auf und winkte dem Junker, rasch einzutreten.

So lange sie auf der Straße waren, sprach keiner von ihnen ein Wort. Kaum aber hatte der Alte die Thür wieder in's Schloß gedrückt und mit so wenigem Geräusch, wie möglich, verschlossen, so fragt er murmelnd:

„Wann kommen die Majestäten, Junker Thilo?"

„Vor Mitternacht nicht, alter Leibhusar!"

„Kurioser Einfall! daß es der Königin nicht graut, um Mitternacht einen Gang in's Gewölbe zu machen."

„O, die Königin hat in allen Stücken mehr Courage als der König," flüsterte Thilo gedämpft und mit sprechender Gebärde. „Der König schläft friedlich — aber die Königin tobt und kämpft selbst im Schlafe!"

„Ja, ja? So spricht man auch unter uns," murmelte der Veteran, indem er seine Blendlaterne öffnete

und einen Lichtstrahl durch die Halle gleiten ließ, wohin sie sich wendeten.

Sie näherten sich alsbald der Kanzel, unter welcher die Gruft sich befand, wo Friedrich der Große neben seinem Vater seine Ruhestätte gefunden hatte. Der alte Mann steckte den Schlüssel in die Gitterthür, die zu dem niedrigen Gewölbe führte und der Junker betrachtete unterdessen zwei Figuren, die neben der Kanzel auf Postamenten standen und nur schwach vom letzten Tagesschimmer erhellt wurden.

„Wer hat denn dem Mars und der Minerva, einem heidnischen Götterpaare, diesen Platz neben der christlichen Kanzel angewiesen?" fragte er leise lachend. Der Leibhusar sah ihn unwirsch an, antwortete jedoch nicht. „Gewiß der König Friedrich selbst, der nie einen Heiden von einem Christen unterscheiden konnte."

„Lassen Sie das Witzeln, Junker Thilo," warnte der Alte. „Der alte Fritz könnt's hören und könnte Sie mit seinem Zorn verfolgen. Sie sind überdies kein richtiges Preußenkind und haben nie viel von dem gehalten, was man Vaterland nennt. Ich weiß noch, wie der selige Herr Papa zeterte und wetterte, als Sie ihm 'mal antworteten — na — wie hieß doch das Sprichwort?"

„Ubi bene ibi patria!" flüsterte Thilo fröhlich.

„Auf deutsch — Wo es mir wohl geht, da ist mein Vaterland!“

„Richtig — so hieß es! Der selige Herr Papa konnte den Spruch nicht leiden! Aber Sie haben das leichte Blut von Ihrer Mama — aber nicht der Herr Bruder. Wo ist denn der junge Herr Arnulf jetzt, Junker?“

„Ich weiß nichts von ihm, alter Fritsche! Vor zehn Jahren habe ich ihn zum letzten Male gesehen. Als ich kurz nach meines Vaters Tode auf die Ritterakademie gebracht wurde, weil ich mich entschieden gegen die militairische Erziehung im Cadettenhause sträubte, da trennten wir uns auf eine feierliche und rührende Weise. Nachher hat Arnulf noch einige Male an mich geschrieben. Seit neun Jahren ist er verschollen. Niemand weiß, wo und was er ist!“

Unter den letzten Worten war er in die niedrig gewölbte Gruft getreten, wo es schon ganz dunkel war. Fritsche mußte auf sein Geheiß die Wandleuchter, die eigens zu dem beabsichtigten Besuch der Majestäten angebracht und mit Wachskerzen besteckt worden waren, anzünden. Als der Junker sich überzeugt hatte, daß sie hinlänglich viel Licht verbreiteten, löschten sie Beide die Lichter wieder und verließen das Gewölbe. Während Fritsche das Gitter schloß, trat der Junker zum Altare,

der zwischen der Kanzel und der königlichen Loge stand*) und prüfte die Aufstellung der Kerzen, die diese geweihte Stelle erleuchten sollten. Auf den Stufen des Altars stehend glitt sein Blick über den weiten Raum hinweg und heftete sich, vollkommen aufmerksam, auf die Vorrichtungen, die zur Erleuchtung der Kirchenhalle dienen sollten. Es kam darauf an, daß die Lichteffecte richtig vertheilt wurden und da es keineswegs Absicht war, das mystische Dunkel der weiten Kirchenhallen zu bannen, so gehörte allerdings ein kunstgerechtes Vertheilen der Lichtflammen dazu, um einen ergreifenden Totaleindruck zu erzielen.

„Es wird wahrhaftig nöthig sein, daß Er zur Probe die Kerzen insgesammt anzündet," sprach der junge Mann unschlüssig. Der alte Kirchendiener sah ihn an, als hätte er ihn nicht verstanden.

„Sie meinen, Junker Thilo — nein — Sie können doch nicht meinen, daß ich die Erleuchtung probiren soll? Na, wahrhaftig, das wäre eine Lärmkanone, die ganz Potsdam auf die Beine und vor die Kirchenthüren brächte.'

„Freilich —" warf der Junker heiter ein, „aber

---

*) Der Altar stand früherhin dort, ist jedoch jetzt auf eine andere Stelle gebracht. Auch die Statuen des Mars und der Minerva sind als unpassende Verzierungen einer christlichen Kirche entfernt worden.

was kann ich thun, wenn mir ausdrücklich befohlen wird," mich durch den Augenschein zu überzeugen, daß der gehörige Lichteffect erzielt werde.

„Ich wasche meine Hände in Unschuld, gnädiger Herr," murrte der Alte verdrossen. „Befehlen Sie, so stecke ich die Kerzen an."

„Ein fataler Auftrag — alter Fritsche! Ordre pariren heißt's und dabei läuft man doch Gefahr, nachher für die Folgen verantwortlich gemacht zu werden!"

„Sollte Ihnen denn jetzt eine diplomatische Ausrede so schwer werden, Junker Thilo," erwiederte der ehemalige Leibhusar mit jenem unterdrückten Lachen, das seine Gesichtsmuskeln in eine zitterähnliche Bewegung setzte. „Als Sie zehn Jahre alt waren, ging es Ihnen doch wie am Schnürchen vom Munde."

Der Junker nickte zustimmend mehrmals mit dem Kopfe. „Er hat recht, Fritsche — eine diplomatische Ausrede rettet stets vor Gewissensbissen und ist nie als eine Lüge zu betrachten. Es sei! Ich habe mich durch den Augenschein überzeugt, daß Alles vortrefflich ist. Nun komm' Er — wir sind fertig mit der Localrevision." Sein Blick überflog nochmals die Halle, streifte dabei die Stühle im Nebengange und blieb plötzlich an einem Gegenstande hängen, der ihm höchst befremdlich erschien. Dadurch, daß er noch auf den Altarstufen, also höher als zu ebener Erde stand, wurde es ihm möglich in

die vergitterten Seitenlogen zu schauen und er erblickte in der zunächst liegenden eine Gestalt, von der er beim Dämmerlichte nicht zu unterscheiden vermochte, ob es ein menschliches, ruhig schlafendes Wesen oder ein Bildwerk menschlicher Kunst sei, was dort im rothen Lehnsessel ruhend, von ihm bemerkt wurde.

„Leuchte Er doch mal dorthin, Fritsche," sprach er aufgeregt zu dem Veteranen, der zufriedengestellt seinen Rückweg anzutreten begann. „Was ist das? Mein Gott im Himmel, ein schlafendes Kind!" rief er, als ein Strahl der Laterne über den Platz hinwegglief. Schnell wie ein Gedanke sprang Thilo über die Bänke, die zwischen dem Gange lagen, hinweg und schwang sich gewandt durch die aufgehobenen Gitter der Loge. Langsam und brummend folgte der alte Fritsche.

Athemlos vor Schreck und Staunen neigte sich Thilo über den Sessel, worauf ein reizendes Mädchen von ungefähr acht Jahren so himmlisch ruhig schlief, als läge es im Mutterarme. Hellblonde Löckchen umgaben die hochgewölbte, weiße Stirn — der Mund, leicht geöffnet, ließ hinter den rothen Lippen die kleinen weißen Zähne sehen. Die vollen, runden Aermchen hielt die kleine Schläferin über der Brust gekreuzt; sie hatt ihre kleine üppige Gestalt so bequem in die Polster geschmiegt, wie es nur irgend möglich war.

„Da haben wir den Leichtsinn des Weibsvolkes

wieder!“ sprach der Veteran, der während dessen mit seiner Laterne näher gekommen war. „Aus dem Stuhl habe ich vorhin ein Mandel Frauenzimmer verjagt und nun vergessen sie das arme kleine Ding mitzunehmen. Es ist 'ne Sünde und Schande! Ach sieh da — das ist ja eins von den kleinen fremden Kindern, die hier in der Nachbarschaft auf Besuch sind. — Ha — Du Wildfang — wie ruft man sie doch gleich? Ja Melitta! — Du kleiner wilder Schelm — Malitta! —“ Thilo stand noch immer tief niedergebeugt vor dem reizenden Kinde, das beim ersten Ruf des alten Mannes eine Bewegung machte, widerwillig das Köpfchen wendete und fortschlief. Nie in seinem ganzen Leben hatte Thilo eine Regung in sich gefühlt, wie beim Betrachten dieses engelhaft schönen Geschöpfes, das nur der Obhut eines höhern Wesens anheimgegeben, hier einsam und verlassen ruhte. Er neigte sich tiefer und drückte mit der zarten Schonung eines liebenden Vaters seine Lippen auf die klare Stirn der Kleinen. Im Nu erwachte sie und richtete sich mit hellen großgeöffneten Augen elastisch auf. Ein süßes Lächeln auf den rosigen Lippen starrte sie den Junker eine Secunde an und fragte dann hastig:

„Bist Du der König? Wo hast Du Deine Königin? Bitte, laß mich Deine Königin sehen!“ Thilo umschloß

sie lachend mit den Armen, um sie über die Brüstung der Loge hinwegzuheben.

„Komm nur mit, Du kleines Frauenzimmerchen — den König kannst Du heute hier nicht erwarten — sei froh, daß wir Dich gefunden haben — du bist eingeschlafen und wenn Du in der Nacht aufgewacht wärest und hättest Niemanden bei Dir gehabt, so würdest Du Dich todtgefürchtet haben. Komm — so — nun spring' auf die Erde!"

Die Kleine wendete sich gegen ihn um und sah ihn fest an. Was sagst Du? Ich fürchte mich nicht?"

„Oho, prahle nur nicht mit Deiner Courage, mein Herzchen! Wenn Du aufgewacht wärest und Dich ganz allein in der großen, finstern Kirche gefunden hättest, dann möchte Dir's doch wohl bang um's kleine Herz geworden sein."

„O nein — ich hätte nicht geweint," entgegnete das kleine Mädchen mit allerliebstem Trotze. „Ich wäre ganz artig gewesen und wenn man artig ist, dann ist der liebe Gott bei uns, sagt' Mama!"

„Deine Mama mag eine kluge und gute Mama sein," fiel der Leibhusar mürrisch ein, „aber daß sie Dich hier schlafen läßt, ohne sich um Dich zu bekümmern, das zeigt eben keine Vernunft." Das Kind, welches während der Zeit glücklich aus dem Gitterstuhl herausspedirt war und mit einem leichten Frostschauern

die nackten Aermchen in die kleine Schürze, die sie vor hatte, zu wickeln suchte, sah sehr nachdenklich zu dem Alten, den sie zu kennen schien, auf.

„Meine Mama schläft ja," sagte sie eigenthümlich fest, als wolle sie den Mann belehren.

„So, sie schläft?" fragte Fritsche ironisch.

„Ja, sie schläft und ich hab' sie mit Blumen zugedeckt!" fuhr sie wichtig fort.

„Dacht' ich's doch, daß Dir die Mutter fehlte," flüsterte der Junker weich, „wie kann man ein Kind im November mit so nacktem Hals und Armen in die Luft hinausschicken! Komm, mein armes Würmchen — steck' Dich unter meinen Mantel. — Wie heißt Du denn eigentlich?"

Das Kind blieb die Antwort schuldig und trippelte rasch vor den beiden Männern her, als sie sich dem Ausgange der Kirche näherten. Erst an der Pforte blieb sie stehen und hob die großen, klugen Augen zu Thilo empor.

„Ich dank' Dir für Deinen Mantel, lieber Herr — mich friert aber nicht! Warum willst Du es wissen, wie ich heiße? Du willst mich wohl beim gestrengen Herrn Vormund und bei der gestrengen Frau Tante verklagen, daß ich doch in die Kirche, die so schön spielt, gelaufen bin, obgleich sie mir's verboten hatten? O — ich sag' Dir's aber nicht, wie ich heiße — ich sag' Dir's nicht!" Und

schnell wie ein Pfeil schoß die kleine schlaue Dame aus der Thür, die Fritsche geöffnet hatte und war die Straße hinauf, ehe sich ihre Begleiter besinnen konnten. Beide lachten und folgten langsam nach. Beim Häuschen des Kirchendieners trennte sich Thilo von dem ehemaligen Leibhusaren und schritt langsam in der Dämmerung zum Schlafe zurück. Plötzlich schlug es sechs Uhr und das Glockenspiel der Garnisonkirche begann seinen üblichen Choral. Ergriffen von wunderbaren Gefühlen blieb Thilo stehen. Unwillkührlich legte der junge Mann dem hellen Klange fromme Worte unter. Wie ein Trost vom Himmel fiel es dem einsam in der Welt Dastehenden in's Herz. Auf sich selbst angewiesen, entblößt von allen Mitteln, die ihm eine selbständige Existenz gestattet hätten, war er nur durch die besondere, persönliche Einwirkung der Königin dahin gelangt, wo er jetzt wirken sollte. Ihm fehlte eigentlich die nöthige unverletzte Ahnenreihe, denn sein Vater, einer der tapferen Schlachtgenossen des großen Friedrich, hatte sich durch seines Herzens Wallungen hinreißen lassen, die französische Gouvernante seiner Schwestern zu heirathen. Ohne zu bedenken, daß er dadurch seinen Kindern eine standesmäßige Carriere verderben könne, hatte er die hübsche, etwas leichtfertige Französin zu seiner Gattin gemacht und war Vater vor vielen Kindern geworden, wovon jedoch nur der älteste Sohn, Arnolf geheißen, und der jüngste Sohn

Thilo am Leben geblieben waren. Zwischen beiden Söhnen lag ein Zeitraum von elf Jahren. Als daher die beiden Brüder Waisen wurden, fiel nur Thilo als zwölfjähriger Knabe der Wohlthätigkeit seines Königshauses anheim, während sein Bruder Arnolf schon längst seine cameralistischen Studien vollendet hatte und sogleich durch besondere königliche Gnade mit einem Amte an der äußersten Gränze Schlesiens betraut wurde. Darüber waren nun zehn Jahre verflossen. Junker Thilo hatte seines Bruders wenig gedacht und nur die Frage des alten Fritsche, welcher unter seinem Vater gedient und vielfach im Hause desselben verkehrt hatte, lenkte jetzt seine Gedanken auf ihn zurück.

Das Glockenspiel tönte aus. Da traf ein Ruf sein Ohr, ein liebes, schmeichelndes Wort voller Wohlklang, wie es nur zarten Kinderherzen eigen ist. Ueberrascht schauete er sich überall um. Das mußte die kleine Schläferin aus der Kirche sein! Wo in aller Welt war sie denn? Ein helles, kindliches Lachen verrieth ihm, daß die Kleine recht gut merke, wie er sie vergeblich suche. Jetzt aber sah er sie. Sie stand auf einer Freitreppe, die von eisernen Geländern umgeben, eine Art Balkon bildete. Der letzte Tagesschimmer fiel auf die kleine reizende Gestalt, die dicht am Geländer lehnte und mit höchst graziösen Gebärden winkte und nickte. Plötzlich wendete sie das Köpfchen, blickte hor-

chend nach der Thür zurück, legte mit anmuthiger Schalkheit beide Hände gegen ihr kleines Mäulchen, warf dem Junker zwei, drei Mal grüßend Küßchen zu, knixte ganz allerliebst und verschwand in der Hausthür.

Höchst amüsirt von dieser kleinen Scene ging auch nun der Junker Thilo seines Weges. Die Erinnerung an dies Abenteuer nistete sich während seines Ergötzens darüber weit fester in ihm ein, als es sonst wohl geschehen sein möchte. Er nahm sich vor, Erkundigungen nach dem Kinde anzustellen, das eine so merkwürdige Anziehungskraft auf ihn ausgeübt hatte — er nahm sich sogar vor, dem gestrengen Herrn Vormund und der gestrengen Frau Tante Eröffnungen über die Nachlässigkeit ihrer Dienstboten zu machen, die ein so zartes Wesen leicht gekleidet der Kirchenluft aussetzten und es schließlich sogar vergaßen und dort einschlafen ließen. Das Kind gehörte augenscheinlich den höhern Ständen an. Sein Benehmen, seine Ausdrucksweise, seine Kleidung — Alles verrieth seine Herkunft. Dazu der Name „Melitta," welcher die Capricen der damaligen Sucht, „Taufnamen aller Arten zu erfinden," vollkommen repräsentirte. Kurzum, Junker Thilo von Ettershaiden fühlte die größte Lust, die angesponnene Bekanntschaft mit diesem lieblichen Kinde fortzusetzen, vergaß jedoch über die nächsten Ereignisse schon Alles, was Bezug auf dasselbe hatte und gedachte seiner erst

wieder, als es zu spät war Nachforschungen darüber anzustellen.

Die Stunden des Tages verrannen. Die Nacht kehrte rasch und plötzlich ein, wie es stets im November zu sein pflegt. Immer öder, immer stiller wurde es in den Straßen Potsdam's — nur die harten Schritte der Wachen am königlichen Schlosse, nur die polternden Tritte der Nachtwächter, die mit ihren Nachthörnern die Ruhe der Schlafenden störten, wurden noch gehört.

Im Schlosse selbst waltete ein geheimnißvolles Leben, trotzdem Mitternacht nahe war. Der Besuch des Kaisers von Rußland — lange und schmerzlich ersehnt von der Königin von Preußen, welche in einer Allianz mit diesem mächtigen Fürsten ein Schutz- und Trutzbündniß gegen den Welteroberer Bonaparte sah, — brachte allerdings schon an sich etwas mehr Leben und Bewegung hervor, allein selbst die nicht Eingeweihten der Dienerschaft begriffen aus den Vorkehrungen, daß etwas Besonderes im Werke sein müsse.

Kurz nach zehn Uhr hatten sich die hohen Herrschaften mit formeller Höflichkeit getrennt und hatten sich in ihre Zimmer zurückgezogen. Trotzdem wurden die Kammerbedienungen nicht entlassen, sondern angewiesen, sich erst späterhin des Rufes gewärtig zu halten. Kopfschüttelnd zogen sich die Kammerdiener, sonst die Vertrauten aller

königlichen und kaiserlichen Einfälle, bis auf Weiteres zurück und höchst verwundert verließ Mademoiselle Schadow das Schlafzimmer der Königin wieder, als sie die Weisung erhielt, in drei Stunden zum Dienst da zu sein.

Die eingeweiheten Diener wurden mit feinen, mit klugen und mit stürmischen Fragen versucht. Nicht ein Wort kam über ihre Lippen, denn die Sicherheit ihrer späterer Stellung hing von ihrem Schweigen ab. Es waren nur wenige, die darum wußten, daß um Mitternacht die Gruft des großen Friedrich von den Herrschern Rußlands und Preußens besucht werden sollte und von diesen wenigen ahnete nur ein kleiner Theil die große politische Bedeutung dieses hochromantischen Besuches.

Er sollte dort dem Bunde der Freundschaft die Weihe gegeben werden, und die Königin, gleichsam als Zeuge des heiligen Vereines, wollte ihren Gemahl nach der Gruft begleiten. Zwölf Uhr schlug es auf allen Thürmen. Feierlich klang die Choralmelodie des Glockenspieles durch die nächtliche Stille. Kaum war der letzte Ton verhallt, so bewegten sich zwei hohe, stolze Männergestalten durch die Straßen und schritten, Arm in Arm, schweigend und ihrer inneren Bewegung ganz hingegeben dem Portale der Garnisonkirche zu, das dem Waisenhause gegenüber lag.

Hier wartete ihrer der ehemalige Leibhußar im vollen, wohlerhaltenen Kriegerschmuck seiner Dienstjahre.

Ein stummer Gruß — dann schloß er hastig die Thür auf und die nächtlichen Besucher traten ein in die Vorhalle, wo sie wartend stehen blieben, bis die Königin erschien.

Voll und mächtig war der Eindruck der erleuchteten Kirche auf beide Herrscher, als sie, unbeirrt von neugierigen Blicken, neben einander durch den schmalen Gang von der Thurmhalle zwischen den breiten Pfeilern, der bis zur Gruft erleuchtet war, dahin gingen. Wie ein Lichtmeer erhob sich die glänzend helle Gruft gegen die dunkle Kanzel und die zuckenden Lichtflammen brachten einen wunderbaren Effect hervor, wenn sie aufflammend die Statuen des Mars und der Minerva grell hervortreten ließen. Ganz langsam schritten die Monarchen vor. Beide in der vollen Blüthe der Kraft, Jugend und Schönheit — Alexander glänzender vielleicht in seiner ritterlichen Erscheinung — Friedrich Wilhelm aber gewinnender in der Würde einer ruhigen Majestät. In der Mitte des Ganges kehrten sie um. Ein Geräusch am Eingange hatte ihnen verrathen, daß die Sänfte der Königin nahe.

Die Königin erschien in der ganzen Pracht ihrer Holdseligkeit und Schönheit. Ein einfacher Oberrock von türkblauer Levantine, verziert mit schwarzem Sammet und weißer Chenille umschloß die herrliche Gestalt. Ein Perlendiadem lag auf ihrem Scheitel und das

Großkreuz des russischen Katharinen-Ordens schmückte ihre Brust. Eine leichte Bläße hatte die blühende Farbe der Gesundheit verdrängt, aber der Blick ihres Auges grüßte den Gemahl mit zärtlicher Hochherzigkeit und das süßeste Lächeln ihres Mundes dankte dem edlen Freunde, der sich, im Geiste der Zeit, voll glühender Begeisterung dem feierlichen Pompe einer Freundschaftsversicherung unterwarf.

Im Leben ihrer gleichgestimmten Herzen finden romantische Menschen stets eine Garantie für die Unveränderlichkeit ihrer Empfindungen und doch bedarf es nur eines Windhauches, um die Stimmung der Herzen zu verändern und zu erkälten.

Geführt vom Gatten und vom Freunde betrat die Königin die Gruft. Worte hätten die Erhabenheit entheiligt, die über der beiden Könige von Preußen zu haben schien. Sie hier vereint schlummerten, während sie im Leben so schroff, wie nur je ein Vater dem Sohne gegenüber gestanden hatten.

Alexander trat rasch dem Sarge des großen Friedrichs näher, neigte sein stolzes, schönes Haupt und drückte mit wortlosem Schwure seine Lippen auf denselben; dann faßte er die Rechte des Königs und die Rechte der Königin, sah Beiden in's Auge — o so innig, so treu, so versöhnend — preßte die vereinten Hände an sein tief und heilig bewegtes Herz und rief Gott, durch einen Blick

gen Himmel, zum Zeugen seines Eides an, der ihn verpflichtete in Noth und Tod zu Preußen zu stehen! Segnend legte die Königin ihre Linke auf die verschlungenen Hände — die Thränen, welche aus ihren Augen rollten und wie Weihewasser den neuen Bund festigen zu wollen schienen; diese Thränen nahmen den Druck ahnender Furcht von ihrem Herzen. Sie hoffte von der Freundschaft des starken, energischen Kaisers viel, sehr viel. Daraus läßt sich die mächtige und überwältigende Rührung erklären, womit sie den Bund segnete, der einen edeln, großherzigen Monarchen mit ihrem Gemahle verbrüderte.

Der Adel ihres Geistes prägte sich in ihrem schönen Gesichte aus, als sie ihre thränenumflorten und doch freudig leuchtenden Augen auf beide Fürsten richtete und im Gefühle der Hoffnung und Begeisterung ausrief: „Gott sei mit uns!“

Arme Königin! Deine Hoffnung sollte zu Schanden werden — Du solltest den Kelch bis zur Hefe leeren und die Bitterkeit des Lebenswechsels gründlich kennen lernen!

Die Königin von Preußen hatte eine dunkle Ahnung davon, daß Napoleon, trotzdem ihm Preußen huldigend entgegengekommen war, es mit stolzem Uebermuth verachtete und es keineswegs schonen würde, sobald sich die Gelegenheit darböte. Die Königin fühlte, daß Preußen

durchaus nicht im Sinne der öffentlichen Meinung gehandelt hatte, als es sich zum Bündnisse mit dem ehrgeizigen und eroberungssüchtigen Kaiser der Franzosen hergab. Die Königin trug sich auch insgeheim mit der Furcht, daß es Preußen gehen könne, wie schon manchem Fürsten, der fest auf seinem ererbten Throne zu sitzen meinte und deshalb nicht auf die warnenden Stimmen seiner Räthe hatte hören wollen. War es nicht, als bediene sich Gott dieses Welteroberers als eines Werkzeuges, um strafende Gerechtigkeit zu üben? Warum sollte es sonst die Vorsehung zugeben, daß oft plötzlich die hartnäckigsten und stolzesten Herrscher als gestürzte Größen dastanden, gedemüthigt und in ihren Rechten gekränkt, die sie „von Gottes Gnaden" nannten. Wenn sie nun auch erkannte, daß ihr König und Gemahl nicht zu jenen Monarchen gehörte, die blind und toll ihrem Verderben entgegenrannten, wenn sie auch einsah, daß er sich zu den Zugeständnissen gegen Frankreich durch Gründe bestimmen ließ, die seinem edlen Herzen Ehre machten und wenn sie auch wußte, daß er sich nur deswegen gegen alle kriegerischen Unternehmungen sträubte, weil er dadurch das Wohl seines Landes und das Glück seiner Unterthanen gefährdet sah, so erbangte ihr Herz doch unter der Befürchtung, daß auch über ihr Haus ein Strafgericht Gottes hereinbrechen könnte. Und wie vereinzelt, wie angefeindet und

getadelt von allen Seiten stand Preußen da? Sie erblickte also in dem Nachbarfürsten, in dem charaktervollen Kaiser eines mächtigen Reiches ein Hülfsmittel, das sie zu retten vermochte — erst der Nachwelt war es vorbehalten einzusehen, daß gerade die Zuversicht auf Rußlands Hülfe den ersten Anlaß zum Unglücke Preußens gab. Man schlief ruhig, weil man von Rußland Unterstützung hoffen konnte und als endlich diese Unterstützung noth that — da kam Alles zu spät! —

Es bedurfte wirklich nur eines einzigen Fehlgriffes von Seiten Preußens, um Napoleon dahin zu bringen, einen Angriff auf das Land dessen zu bewerkstelligen, der ihm zu gefallen sich mit Hannover, Oesterreich und England in schiefe Stellungen gebracht hatte — es bedurfte nur des Anscheines, als sei es Preußen endlich überdrüssig, sich Vorschriften aller Arten von Frankreich machen zu lassen und die lange gehegten Befürchtungen der Königin verwirklichten sich auf eine schreckenerregende Weise. Im November des Jahres ein tausend achthundert und fünf gab das Bündniß der beiden Monarchen dem Geiste der Königin neues Leben und im November des Jahres ein tausend achthundert und sechs flüchtete sie mit tief gebeugter Seele nach Königsberg — Napoleon aber durchzog das Land als Sieger. Bevor der Jahrestag eines Bündnisses herauftagte, von

dem die Königin so viel gehofft hatte, stand der Welteroberer vor den Thoren Berlin's und wurde von der Bevölkerung der Hauptstadt mit dem Jubelrufe „Vive l'empereur!“ empfangen. Wieder herrschte der Herbst mit seinen Launen. In Potsdam aber sah es bunter aus, als vor Jahresfrist. Französische Regimenter waren in den schönen, großen Häusern einquartiert, wo sonst nur das feinste und nobelste gesellige Leben heimisch war und in den Straßen wogte es von Soldaten, die lustig ihres Sieges sich freueten.

Unweit des Brandenburger Thores saßen zwei Personen verschiedenen Geschlechtes an dem Fenster eines stattlichen Hauses und blickten auf das Gewühl in den Straßen hinab. Augenscheinlich ergötzt glitten die Augen der Dame beständig hin und her, während der Herr seinen Blick auf ein paar Hunde gerichtet hielt, die im gegenüberliegenden Hause im Fenster saßen und mit ernsthaften Augen die Hin- und Herlaufenden auf der Straße verfolgten. Es waren zwei echte Möpse von gelblich grauer Farbe mit kohlschwarzen Nasen. Beide Hunde schienen sich über den Lärm zu wundern, den die fremden Truppen machten; beide Hunde schienen sich über die Sprache der Vorübergehenden zu wundern, die sie nicht verstanden. Der junge Herr, welcher sie beobachtete, legte ihnen mindestens dergleichen Gefühle unter und suchte dadurch den tiefen Ernst ihrer Mei-

nen zu erklären. Er selbst war viel zu gleichgültig gegen eine Verwandlung in seinem Vaterlande, das ihm weder Heimath noch Existenzmittel bot, als, daß er sich um die fürchterliche Niederlage Preußens hätte grämen sollen. Aber so weit erstreckte sich die Mattherzigkeit seiner Vaterlandsliebe doch nicht, daß er die Sieger zu bewundern Lust bezeigte; deshalb zog er die Stirn in finstere Falten, als die Dame, die mit ihm am Fenster weilte, plötzlich rief:

„Nein, entzückend, ganz entzückend ist doch die Grazie dieser französischen Soldaten, Thilo! Sieh nur Vetter, wie leicht ihr Gang, wie elastisch ihr Schritt! Sie hüpfen zum Siege, daher sind sie unbesieglich!“

„Hoffentlich wird ihnen dergestalt aufgespielt, daß sie in ihr Vaterland zurücktanzen müssen,“ spottete Herr Thilo von Ettershaiden. „Sehen Sie lieber des Hoffiscals Hunde an. Was diese über die fremden Eindringlinge denken, scheint mir dem Momente angemessener, liebe Cousine.“

Statt aller Antwort klatschte die Dame lebhaft in die Hände und lachte hell auf. „Sieh — o Thilo, sieh den reizenden Jungen, den Tambour — sieh, er neckt den Cameraden — o wie bezaubernd, wie anmuthig ist sein Geberdenspiel — sieh, sieh der Camerad schlägt nach ihm — er weicht zurück — ja, ja, Du hast Recht, tanzend ist der Rückzug der Franzosen und selbst in

der Retirade sind sie noch hinreißend! Der allerliebste Tambour muß belohnt werden!" endete sie ihre alberne Lobeserhebung. Sie griff in einen Korb, öffnete das Fenster, rief zwei Mal mit silberheller Stimme: ‚Mon petit' und warf ihm, als der Camerad den Knaben aufmerksam gemacht hatte, zwei prächtige Aepfel hinunter. Mit komischer Verwunderung betrachtete der Knabe zuerst die Aepfel, dann die Dame, grüßte höchst ungeschickt militairisch und sagte in gutem echten Berliner Jargon: „I hätte ich des gewußt, det es in Potsdam Aeppel regnet, so wär' ich schon längst 'mal 'nüber gekommen!"

Thilo von Ettershaiden brach in ein helles Gelächter aus und die Dame Cousine flüchtete tief beschämt in den Hintergrund des Gemaches.

„Das war eine vortreffliche Medecin gegen Ihr Franzosenfieber, Cousine Bianca!" spottete der junge Mann. „Ja so geht's! Alles Fremde wird überschätzt! Ich bin weit entfernt mich zu den Stillgrimmigen zu zählen, die sich sträuben die Größe Napoleon's anzuerkennen, allein Ihr Enthusiasmus für diesen Empereur und seine Truppen scheint mir sündhaft."

„O, was gilt die Wette, Thilo, nicht lange und Du trittst auf meine Seite," sprach die Dame sehr schnell. „Es hilft uns auch nichts, wenn wir die Franzosen hassen — wir müssen sie auf alle Fälle ertragen

lernen, weil sie Lust zu haben scheinen, sich hier in Preußen häuslich nieder zu lassen. Die Gerüste Deiner Hoffnungen sind Dir durch Napoleons Dazwischenkunft zertrümmert. Auf die Protection der Königin Luise kannst Du nicht mehr rechnen — wie wäre es, wenn Du es mit dem Eroberer versuchtest? Bei ihm gelten die Ahnenproben nichts!"

Thilo von Ettershaiden, innerhalb des verflossenen Jahres mächtig gereift, schüttelte mit leichter Mißbilligung den Kopf. „Sie denken, ich soll es dem Berliner Gamin nachthun und mich, wenn es nicht anders ist, als überzähliger Tambour anwerben lassen? Nein Cousine, so tief bin ich noch nicht gesunken. Ich habe die Epauletten meines Vaterlandes verschmäht und möchte um Alles in der Welt nicht die des Kaisers der Franzosen tragen, obwohl ich unter seiner Fahne eine Anwartschaft auf einen Kaiser- oder Königsthron erhalte."

„Du denkst, weil er vom Lieutenant bis zum Throne gestiegen ist?" fragte die Dame höchst lebhaft. „Nein, so meinte ich es nicht! Du solltest Dich ihm zu andern Aemtern präsentiren lassen. Sieh, lieber Thilo — Vetter Graf Schulenburg steht sich außerordentlich gut mit dem Kaiser — soll ich Dir ein Empfehlungsschreiben an den Grafen geben — er thut mir ganz gewiß den Gefallen und placirt Dich so, daß der Kai-

ser auf Deine mehrfachen Kenntnisse aufmerksam werden kann. Du hast mich immer gedauert, lieber Thilo, was kannst Du dafür, daß Dein seliger Vater eine Mesalliance geschlossen hat, die Dich von den Hofämtern, wozu Du vortrefflich geschult bist, ausschließt? Laß uns den Weg verfolgen, den ich eben entdeckt habe — Vetter Graf Schulenburg muß Dich in eine neue Carriere einführen — er thut es mir zu Liebe — ich bin seine Flamme gewesen — er hat mich gewiß noch nicht vergessen!“

Thilo schüttelte nur mit dem Kopfe, betrachtete aber nach den letzten Worten seine Verwandte mit einem Anfluge gränzenlosen Erstaunens, denn er begriff nicht, wie diese Dame jemals die Flamme eines Männerherzens hatte sein können. Fräulein Bianca von Wangera war gewiß niemals schön gewesen, dazu war ihr Gesicht zu kurz und zu breit, aber außerdem hatten die Blattern ein Uebriges gethan, um dies Gesicht so häßlich zu machen, wie nur möglich. Sie war schon ältlich, vielleicht sechs und dreißig Jahre, obwohl sie andeutete, daß sie eben erst eine Dreißigerin geworden sei. Im Grunde that das nichts, da ihre übergroße Lebhaftigkeit viel eher für eine Zwanzigerin paßte. Sie pflegte so rasch zu sprechen, daß man Mühe hatte ihrem Gedankenfluge zu folgen und sie pflegte über Alles so exaltirt zu sein, daß man Mühe hatte nicht an

ihrem Verstande zu zweifeln. Dagegen hatte sie aber ein so braves Herz, wie selten ein altes Fräulein und sie theilte jetzt zum Beispiel willig ihre kärgliche Einnahme mit Thilo von Ettershaiden, der nur ein ganz weitläufiger Verwandter war, weil der arme Junker, wie sie sagte, noch weniger hatte, als sie.

Die Antwort auf ihren dringenden Vorschlag wurde Thilo erspart. Ein Pferdegetrappel lockte die neugierige Dame wieder an's Fenster und auch Thilo wendete sich demselben wieder zu. Ein Trupp französischer Stabsofficiere ritt langsam von dem Brandenburger Thore her. In ihrer Mitte ein untersetzter Herr von imponirender Haltung, neben ihm ein junger Mann von ganz unbedeutendem Wesen.

„Sollte das der Kaiser sein?" fragte Thilo aufmerksam die Gruppe musternd.

„Wahrhaftig, er ist's!" schrie Fräulein Bianca voller Entzücken und wollte das Fenster aufreißen. Thilo hielt sie mit fester Hand zurück.

„Wie? Wollen auch Sie ihm ein ‚Vive l'empereur!' bringen? Geziemt es sich einer Dame, die ein Jahrgeld aus der Casse der vertriebenen Königin bezieht, dem Eroberer des Vaterlandes ein Vivat zu bringen?"

Bianca ließ beschämt ihre Hand wieder sinken. „Sehen Sie dies kalte Gesicht," fuhr Thilo, dem Manne, den er für den Kaiser hielt, entgegensehend, „sehen Sie

das verächtliche Lächeln, das seine Lippen umspielt. Wissen Sie, wem das Spottlächeln gilt? den Preußen gilt es — den Preußen, die ihm, dem Sieger, entgegenjubeln, während sie traurig die Stirn neigen sollten vor Gott dem Höchsten, der so Schweres über sie und ihr Könighaus verhängt! Wissen Sie, was er von den Preußen gesagt hat, Cousine Bianca?" — Die Dame verneinte flüchtig. Ihre ganze Seele lag in dem von Begeisterung flackernden Blicke, womit sie den Kaiser verfolgte, als er jetzt dicht unter ihrem Fenster vorüberritt, aber das Auge nicht erhob, sondern es finster und kalt über die Menschen streifen ließ, die sich um ihn zu sammeln begannen.

„O, hätte ich doch einen Blick aus seinem Auge erhascht!" rief Fräulein Bianca sehr traurig. „Dieser Blick würde mich beseligt haben! Einen Blick aus dem Auge des größten Mannes, des berühmtesten Mannes! — Thilo, welch' eine Wonne liegt in dem Gedanken von dem berühmtesten Mann seiner Zeit angeblickt worden zu sein!" schloß sie mit vollem Pathos des Entzückens. Der junge Mann lachte sehr spöttisch.

„Werfen Sie sich diesem Heros doch zu Füßen und betteln Sie um diesen beneidenswerthen Vorzug, Fräulein Cousine. Sie würden dadurch ebenfalls eine classische Berühmtheit erlangen," erwiederte er. „Sonderbar, daß sich Ihr Geist, der sonst hell und klar ist, von Ihren leicht auf-

geregten Nerven stets zu Extraganzen hinreißen läßt, die Ihr Gemüth in Zweifel setzen. Sie repräsentiren das leicht bewegliche Volk der Stadt Berlin, das heute seinem Königspaare ausschweifend huldigt und morgen dem Feinde dieses Königspaares mit Enthusiasmus Lorbeeren streuet."

„Ja, ich gebe zu, daß wir geistig Großen ‚Aprilmenschen' sind, die immer in Anbetung verfallen, wenn sie bewundern müssen," sagte Bianca von Wangera mit verklärtem Wesen gen Himmel starrend. „Aber sag mir, mein Knabe, giebt es etwas Himmlischeres, als geistig groß zu sein?"

„O ja! Ich halte es für himmlischer, das heißt Gott ähnlicher, vernünftig zu sein!" spottete Thilo. „Der Kaiser Napoleon hat ganz recht, wenn er die jetzige Volksstimmung hier eben so mißtrauisch aufnimmt, wie die drohende Stille bei seinem Einzuge in Wien vor Jahresfrist. Sein hämisches Lächeln zeigt, wie wenig er auf die Sympathie des Preußenvolkes giebt. Ich habe ihn beobachtet, als er neulich die Berliner Deputation enpfing, die sich devot und zitternd vor Furcht bis hieher nach Potsdam verfügt hatte, um ihm sich zu Gnaden zu empfehlen. Ich habe gesehen, wie der Hohn durch sein kaltes, steinernes Gesicht zuckte, als er sagte: Ihr habt den Krieg mit mir gewollt — jetzt habt Ihr ihn!"

„O hätte ich diesen großen Moment statt Deiner erlebt," fiel Fräulein Bianca fieberhaft lebhaft ein. „Komm Thilo — laß uns ihm nach — vielleicht ist mir das Ge-

schick günstig, vielleicht kann ich durch ein Ungefähr den Blick des Erhabenen auf mich lenken — unter diesem Blicke sterben! Ja ich begreife die Begeisterung seiner Soldaten für ihn!" Thilo stand ärgerlich auf und rief:

„Schweigen Sie doch! Wenn Jemand dergleichen hörte, der Sie nicht kennt, was meinen Sie wohl, was er von Ihnen dächte?"

„Mag man denken, was man will!" antwortete das Fräulein mit Pathos, „Er, der große Mann, den man Napoleon nennt, Er würde mich verstehen und begreifen, denn das geistig Große erkennt sich beim ersten Blicke! kommen Sie — begleiten Sie mich, Herr von Ettershaiden — Sie sollen Zeuge des großen Augenblickes werden, wo meine Seele seiner Seele Geständnisse macht, die ihn glücklicher zu machen im Stande sind, als alle Siege." Thilo wollte lachen, aber er war zu ärgerlich dazu. Er stieß einen kurzen, unverständlichen Ausruf aus, der gewiß wenig Schmeichelhaftes für Fräulein von Wangera enthielt und, sagte mit derber Zurechtweisung im Tone: „Sie thäten gut, Ihrer geistigen Größe, die aus dem „platonischen Verein" zu stammen scheint, etwas Patriotismus beizufügen. Wohin wollen Sie denn? fragte er erstaunt, als die Dame ein Mantelet aus einem Wandschranke nahm und es graziös um sich drapirte.

„Ihm nach!" rief sie begeistert. „Ihm nach!"

„Dann bleibt mir wahrhaftig nichts weiter übrig, als

Ihnen zu folgen, um Sie von Thorheiten abzuhalten," murrte Thilo, indem er vor den Spiegel trat, um seinen nicht mehr neuen und sehr einfachen Civilanzug einer Musterung zu unterwerfen, bevor er sich den Blicken seiner lieben Mitbürger auszusetzen ging. Seit der Flucht des preußischen Königspaares fehlten ihm die Mittel standesmäßig aufzutreten, deshalb zog er es vor, in bürgerlicher Kleidung zu erscheinen und sein Hofamt dadurch zu verleugnen. Fräulein Bianca war schon hinausgeeilt, um die Spur des großen Kaisers nicht zu verlieren und auf ihre Frage: wohin Napoleon geritten sei? antworteten die Neugierigen auf der Straße: „Nach der Garnison-Kirche!" Wie ein Schwertstreich durchfuhr diese Nachricht die Seele des Herrn von Ettershaiden! Nach der Stätte des heiligen Friedens wollte der Eroberer — nach der Gruft dessen, der mit mächtigem Willen das Staatsruder Preußens gelenkt, der Preußen stark und groß gemacht hatte! Und kaum war es Jahresfrist, daß des Preußenlandes würdiger Fürst an dieser heiligen Stätte einen Bund geschlossen, der ihm sein Land gegen die Uebermacht Napoleons sichern helfen sollte! Wie aus prosaischem Weltgewühle hineingeschleudert in die mystische Schönheit eines Traumbildes, sah Thilo sich in jenen Novembertag zurückversetzt, wo die Gruft des großen Friedrich zum Empfange des hohen Gastes bereitet, wo im Schatten der Nacht ein Schwur der Freundschaft auf Leben und Tod geleistet wurde. O, Du arme Königin,

Deine Zuversicht betrog Dich! kaum zwölf Monde reichten hin, den Fuß dessen, welchem Du mit kühnem Muthe zu trotzen gedachtest, zu derselben Stätte zu führen, wo du neubelebt mit Deinen Thränen den Freundschaftsbund geheiligt hattest.

Unter solchen Gedanken folgte Thilo seiner Verwandtin, die in ihrer Geistesaufregung eine neue Sonne in Napoleon aufgehen sah. Er folgte ihr bis zur Kirchthür, die von einer immer wachsenden Volksmenge belagert wurde. War Napoleon schon eingetreten oder war es ein blinder Lärm, der die Neugierigen hieher verlockt hatte. Man sah keinen der Reiter, die den Kaiser doch begleitet hatten.

Fräulein Bianca bahnte sich in ihrem glühenden Eifer einen Weg bis zur Kirchthür. Thilo mußte ihr folgen. Da rasselte es innen am Schlosse. Jetzt nahete der große Augenblick —! Bianca öffnete ihre Augen weit, sehr weit, um den großen, berühmten Sieger zu empfangen. Aber leider nicht Er, sondern das blasse verstörte Gesicht des Hofküsters schob sich zwischen der Thürspalte hervor.

„Lauf' Einer hinüber nach dem Herrn Hofprediger — der Kaiser Napoleon sei in der Gruft —." Sein schon Blick fiel auf Thilo. Er erkannte ihn.

„Sie schickt wohl Gott hieher," flüsterte er. „Kein Mensch kann sich mit den Franzosen verständigen — bitte Herr Hofjunker — treten Sie ein, helfen Sie uns

aus unserer Noth!“ Er winkte ängstlich. Thilo fühlte sich nicht geneigt den Dollmetscher zu machen. Er lehnte durch eine Geberde die ihm zugedachte Ehre ab. Das Gesicht des Hofküsters verschwand wieder.

„Es geziemt uns wahrlich nicht, hier stehen zu bleiben,“ flüsterte Thilo mit merklichem Mißvergnügen seiner Cousine in's Ohr. „Kommen Sie — seien Sie vernünftig!“

„Ich weiche nicht, bis ich ihn, den großen Allgewaltigen gesehen!“ erwiederte die Dame. „Sehen Sie um sich, mein Knabe — wir sind nicht die Einzigen vom Hofzirkel!“

„Leider!“ murmelte der junge Mann. „Und wenn unser Königspaar wieder einzieht, so fehlen diese Gesichter auch nicht.“

„Wir huldigen nur dem Genie — wir bewundern den Flug des Genie's!“

„Gut. So mögen Sie sich allein blamiren — ich gehe!“ sprach Thilo ärgerlich.

„Geh', mein Knabe geh!“ sagte sie mit gehobenem Tone. Da rasselte es abermals am Schlosse der Thür und sie wurde dies Mal von einem Officier geöffnet, der mit rascher Prüfung die Zunächststehenden überblickte und dann mit sehr artiger Manier französisch fragte, indem er sich speciell an Thilo wendete:

„Sie sprechen französisch, mein Herr?“ Thilo zögerte

eine Minute mit der Antwort. Seine gerunzelte Stirn gab indeß die sicherste Auskunft, daß er die Frage verstanden hatte. Der Officier glaubte keiner weiteren Erklärung zu bedürfen.

„Der Kaiser der Franzosen läßt Sie um Ihre Gesellschaft bitten — er wünscht Mittheilungen über interessante Gegenstände und es ist Niemand da, der sie zu geben vermag!“ fügte er sogleich hinzu. „Darf ich bitten mir zu folgen?“

Was blieb dem jungen Manne übrig nach solcher befehlenden Bitte! Er warf einen bitterbösen Blick auf Fräulein Bianca, die nicht ganz verstanden hatte, was der Officier von ihrem Vetter heischte. Erst als Thilo sich leicht verbeugte, begriff sie die Ehre, die ihm widerfahren war.

„Du Glücklicher! Du dreimal gesegneter, glücklicher Vetter!“ sprach sie emphatisch.

Die Thür fiel hinter ihm zu. Sie sah ihn nicht wieder!

Aber sie harrte auch vergeblich auf den Anblick des großen berühmten Eroberers. Napoleon verließ die Kirche eben so, wie er sie betreten. Kein Mensch sah ihn herauskommen und er war längst wieder in Sanssouci, als man noch immer wartete. Fräulein Bianca starb beinahe vor Ungeduld. Thilo kam nicht. Der Abend senkte sich nieder. Auf den Straßen wurde es still. Thilo blieb

aus. Die Nacht verrann, und noch viele, viele Tage verflossen, ohne daß ihr Vetter von irgend Jemand gesehen wurde. In dem Eifer ihrer Beunruhigung forschte Fräulein Bianca überall nach ihm. Vergeblich! Der Kaiser hatte bald nachher Berlin verlassen. In seiner Begleitung war der Prinz Jerome gewesen und man meinte, dieser habe sich einen deutschen Secretair angeschafft, weil ihm die deutsche Sprache so überaus schwer geworden sei. Etwas Gewisses konnte Fräulein Bianca von Wangera nicht erkundschaften und sie mußte es bei den unruhigen Zeiten Gott anheimgeben, das Verschwinden des hoffnungsvollen jungen Cavaliers aufzuklären.

Bisweilen überfiel sie der stolze Gedanke, daß Thilo von Ettershaiden Glück machen werde und dann sein Glück ihr verdanke, da sie ihn an die Thür geführt, die sich zu seinem Emporkommen geöffnet habe. Oefter aber, das muß man zu ihrer Ehre gestehen, öfter aber dachte sie mit bitterer Angst daran, daß er als ein Opfer soldatischer, feindlicher Roheit gefallen und schon längst Todes verblichen sein könne. Dann bedauerte sie mit heißen Thränen, dies schöne junge Leben um einen Blick aus dem Auge des berühmten Eroberers geopfert zu haben.

# I. Capitel.

## Zeitveränderungen.

Das Königreich Westphalen war aus der mächtigen Hand des Kaisers Napoleon Buonaparte hervorgegangen und seinem jüngsten Bruder Jerome verliehen worden. Kaum hatte der König Jerome von Westphalen die Zügel der Regierung in Händen, so begann ein Leben in der Residenz Kassel, wie es in den deutschen Landen unerhört war. Frivolität, Leichtsinn, Ueppigkeit und Zügellosigkeit gingen, gleich dämonischen Geistern, vom Hofe aus durch's ganze Land und untergruben die bürgerlichen und häuslichen Tugenden.

Es ist bekannt, daß selbst des Kaisers starker Wille gegen den Leichtsinn und gegen den knabenhaften Uebermuth seines jüngsten Herrn Bruders vergeblich gekämpft hat. Als Jerome sich auf einen Höhepunkt gestellt sah,

wo es nur von ihm abhing, seine Macht zu seinen Lebenszwecken zu verwenden, da folgte er ohne Bedenken allen Gelüsten eines eben so luxuriösen, als ausschweifenden Geschmackes, der ihn zum immerwährenden Genusse anspornte. König Jerome liebte bekanntlich schöne Frauen und galt im Allgemeinen für unwiderstehlich, wenn es darauf ankam, ein Weiberherz zu bethören. Wir wollen nicht näher untersuchen, wie viel von seinen Siegen auf diesem Felde seiner königlichen Stellung und seinem glänzenden Auftreten zuzuschreiben war. Einigen Nachrichten zufolge fanden ihn die deutschen Damen etwas fade und albern, trotz aller Ritterlichkeit und Courtoisie, die man ihm nachzurühmen beliebte. Unstreitbar gewiß ist jedoch, daß König Jerome ein Schrecken für alle jungen Ehemänner war und daß es ihm wirklich sehr oft gelang, selbst spröde Naturen zu besiegen und edlere Herzen zu unterjochen. Wenn wir diese Erfolge nicht in dem fürchterlichen Erbfeinde des Frauengeschlechtes, in der hochmüthigen Eitelkeit suchen wollen, so müssen wir sie als ein trauriges und unlösbares Räthsel betrachten. König Jerome richtete sich natürlich seinen Hofstaat aus den Elementen ein, die zu ihm paßten. Doch konnte er nicht umhin, seiner edlen Gemahlin wegen, die als eine Prinzessin von Württemberg standesmäßig berücksichtigt werden mußte, dem äußern Anstande formell und genügend zu huldigen und neben seinem leichtfertigen Hofpersonal edle, treue

und gediegene Männer und würdige Frauen um sich zu versammeln.

Vom alten kurfürstlichen Regime behielt er nur das, was ihm entweder nicht nahe kam oder was sich ohne Murren seinen Anordnungen fügte.

Nach den allbekannten Napoleonischen Grundsätzen wurde Alles, was zum neuen Reglement nothwendig war, mit fabelhafter Schnelligkeit in's Werk gesetzt und es vergingen nur wenige Jahre, so fühlten sich die berufenen französischen Beamten so vollständig auf deutschem Grund und Boden eingebürgert, daß sie sich als Eingeborene des Landes betrachteten und von oben herab mit unerträglichem Uebermuthe das arme deutsche Volk zügelten, regierten und verurtheilten.

Nach und nach beugten sich die Unterthanen des neuen westphälischen Königreiches willig unter das Joch, welches ihnen auferlegt worden war. Ihr Widerstand hätte ihnen auch nichts geholfen. Ihr König war ein Schooßkind Frankreichs und somit wurde es für sie eine Art Pflicht und Schuldigkeit, sich den französischen Sitten zu fügen und französisch sprechen, französisch denken und französisch leben zu lernen.

Also das Königreich Westphalen, das mit Kraft und Energie vom Kaiser Napoleon für seinen Bruder gegründet war, blühete im vollen Glanze, zeigte sich stets in königlicher Pracht und übertünchte geschickt die

inneren Schäden mit den Blendlichtern einer hochmüthigen Sicherheit. Die Reichen und Angesehenen des Reiches fügten sich am Ersten in ihr Schicksal. Ihr Vortheil erheischte es, gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Ihre Stellung in der Gesellschaft hing von der Freundschaft des neugeschaffenen Königs ab, deshalb bückten sie sich und schmeichelten dem neuen Sterne am politischen Horizonte, als er strahlend seine Bahn zu verfolgen Anstalt traf. Festins, den Feenmärchen entnommen, wurden dem lebenslustigen Jerome zu Ehren arrangirt. In den Palästen der Würdenträger des Reiches begannen die glänzendsten Lustbarkeiten und verbreiteten sich von dort aus bis in die Salons der reichen Bürger, überall durch ihre Ueppigkeit demoralisirend und den einfachen deutschen Sinn vergiftend.

Jerome, der gefeierte König, nahm Alles dankbarlichst an, fand diese brillanten Huldigungen seinem neuen Stande angemessen, flog von einem Feste zum andern, lernte dabei aber nur mühsam so viel deutsch, um sagen zu können, was das Princip seines Schmetterlingslebens wurde: „Morgen wieder lustig.“

Diese Herrlichkeit währte fünf volle Jahre, ohne daß sich der Gedanke in dem Könige von Westphalen regte, sie könne ein Ende mit Schrecken nehmen. Stand doch sein Bruder, der Kaiser der Franzosen, im strahlenden Lichte der Unfehlbarkeit als Hort seines Geschickes

vor ihm! Was sich auch im Schooße der Zeit geregt hatte, um die Macht dieses erhabenen Bruders in Zweifel zu stellen, es war Alles spurlos an dem festen Piedestal derselben zerschellt und hatte seine Stellung in Europa eher befestigt, als wankend gemacht. Mit übermüthigem Hohne behauptete der Kaiser Napoleon seinen Standpunkt, den er errungen hatte und mit sorgloser Nachläßigkeit wiegte sich sein Bruder Jerome in Träume von unerschütterlicher Größe. That er doch nach seiner Meinung Alles, um sein Volk zu beglücken!

Abzuleugnen ist es allerdings nicht, daß er mit seltener Humanität guten Rathgebern geneigt blieb, selbst wenn sie ihm offen und redlich die inneren Schäden seiner Regierung aufdeckten, allein, was half diese Milde, die mit so großem Leichtsinne gepaart war, daß er über einem Paar schöner Frauenaugen alle Regierungssorgen vergaß und daß ihm die Eleganz einer weiblichen Toilette wichtiger war, als die Sorge um seine Zukunft. Im Laufe der Zeit hatte er Gelegenheit genug gehabt, sich auf eine Katastrophe gefaßt zu machen, die das Vergnügen seines Lebens zu beinträchtigen im Sande war, und wenn auch die Berechnungen der Politik nicht den ganzen grausamen Zerstörungsproceß aller Napoleonischen Schöpfungen vorausbestimmen konnten, so wäre es doch sehr wohl zu erkennen gewesen, daß im Kerne des deutschen Volkes ein bitterer Haß gegen die Fremd-

herrschaft aufquoll, der seine Königswürde sehr unsicher machte. Allein König Jerome ließ sich durch nichts aus seiner guten Laune bringen. Er lebte nach wie vor: „Morgen wieder lustig!" — Schill mit seiner romantischen Reiterschaar war aufgetaucht — Dörnberg hatte in der nächsten Nähe der Residenz Kassel den jungen König Jerome zu beunruhigen versucht und der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig war mit seinen schwarzen Reitern wie ein brausender Waldstrom aus den Wäldern Böhmens durch Sachsen in Westphalen eingebrochen. Lauter Zeichen einer inneren Gährung! König Jerome lieh jedoch sein Ohr den Einflüsterungen niedriger Schmeichler, welche die Unternehmungen dieser edlen Männer als eine Ausgeburt unruhiger Köpfe bezeichneten, die keineswegs der allgemeinen Volksstimmung entspräche, sondern von den loyal gesinnten Unterthanen seines Reiches mit Mißbilligung betrachtet und mit hartem Tadel verfolgt würden. Die liebenswürdige Majestät hielt es für räthlich, sich den Kopf über dergleichen deutsche Thorheiten nicht zu zerbrechen, sondern seine Stellung als eine von Gottes Gnade verliehene zu bezeichnen, die ihm der Pöbel nicht streitig machen könne. Die liebenswürdige Majestät bauete auf Kaiser Napoleons Macht, auf dessen brüderliche Energie und zeigte nicht einmal die gehörige Achtsamkeit für die Befehle seines kaiserlichen Beschützers,

wenn sie seine eigene Bequemlichkeit zu stören geeignet waren. Jerome handelte wahrlich oft wie ein verzogenes Kind und es bedurfte dann einer vollen Zornesladung, um ihn zur Ordnung zurückzuführen. Durch seine Sorglosigkeit begünstigt, wuchsen die Verschwörungen zu seinen Sturze. Wie Schreckensgespenster schlichen sie sich in Kreise ein, die den Hofzirkeln sehr nahe standen und vernichteten im Stillen das gegenseitige Vertrauen. Als es zu spät war, wollte der König Jerome mit Strenge einschreiten lassen und dadurch verschlimmerte sich die Sache. Treue Rathgeber warnten. Noch lachte der König im Hinblick auf den Gewalthaber im deutschen Lande, der sein Bruder war. Da trat der kritische Zeitpunkt ein, daß Napoleon's Uebermuth die deutschen Gränzen überschreiten und in Rußland als Sieger glänzen wollte. Er befahl die Vergrößerung des westphälischen Heeres und versetzte durch diesen Befehl den armen König in eine wenig beneidenswerthe Lage. Wo das Geld hernehmen, um die Kosten zur Herstellung der befohlenen Armee zu bestreiten? Natürlich wurde nun zu allen erlaubten und auch unerlaubten Mitteln gegriffen. Man verschleuderte Staatsgüter, um nur Geld zu erhalten. Man verhandelte Paläste, Landhäuser und Luftschlösser, um der augenblicklichen Noth abzuhelfen. Unter diesen Maaßregeln verloren selbst die Ruhigeren und Gemäßigteren des Volkes die Geduld und eine schlaffe

Hoffnungslosigkeit nahm von den Herzen derer Besitz, die bis dahin im gewaltigen Umschwunge der Zeit eine neue Aera erblickt hatten.

„Morgen wieder lustig!“ sagte noch immer mit ungestörtem Gleichmuthe die westphälische Majestät, als schon der Racheengel die schweren Fittiche erhob, um den Kaiser Alexander von Rußland an einen heiligen Schwur zu mahnen, den er am Sarge des großen Preußenkönigs geleistet hatte. Dieser Schwur, von den Thränen einer edlen Königin besiegelt, war von Gottes Engeln zu seinem Throne hinaufgetragen und als die rechte Zeit nahete, als das Maaß menschlicher Ueberhebung voll war, da senkte der Allerbarmer die Erinnerung an jene bedeutungsvolle Minute wie mit Widerhaken in die Seele des russischen Machthabers, der allein noch unangetastet in seinen Rechten dastand. Das Trauergeläute um die Königin Luise, die den Kelch der Demüthigung bis auf den Grund hatte leeren müssen, war schon längst verhallt, aber ihr Bild war noch nicht verlöscht und ihr Andenken noch nicht von den Schleiern der Zeit umwoben. Der erste Schritt zu dem mächtigen Vorhaben, auch in Rußland's Gauen den Scepter der Gewalt regieren zu lassen, weckte die Erinnerung an den Treubund, der leider ohne Einwirkung auf die heillosen Kriegspläne Napoleons hatte bleiben müssen. War denn dieses Bündniß durch Verrath entheiligt? War es

vernichtet? Nein, es war allmählig seiner Erfüllung entgegengereift und das Gelöbniß treuen, brüderlichen Beistandes war mit der Flammenschrift romantischer Begeisterung in die Brust dessen gegraben, der mit seinen Lippen den Sarg des Preußenkönigs berührt hatte. Er wartete des Tages, wo er die Thränen der Königin Luise rächen konnte, wo er dem ermattet dahin lebenden Könige von Preußen mit der Treue seines Wortes neuen Lebensmuth einflößen durfte.

# II. Capitel.

## Erloschene Gluth.

In waldiger Ebene, mit der Fernsicht auf größere und kleinere Gebirgsketten, lag dicht an der Gränze des neuen Königreiches Westphalen das Dorf Ettershaide. Die Demarcationslinie, von der Hand des Schöpfers dieses Reiches mit Willkür gezogen, trennte merkwürdigerweise die Ruinen des alten Stammgutes derer von Ettershaiden von den Besitzungen der Familie und stellte die halb verfallene Burg Ettershaide unter die Banner des Königs Jerome, während das Dorf mit seinem einfachen Schlößchen und seinen reichen Feldmarken unter den Adlern Preußens verblieb.

Die Burg Ettershaide lag keineswegs, wie sonst alte Burgen, auf einem Berge und schauete also nicht stolz auf die Herrschaft derer von Ettershaiden hinab,

sondern sie bestand in einem alterthümlichen Gebäude, von alten, dicken, verfallenden Mauern umgeben und zeichnete sich nur durch die ellenhohen Nesseln aus, die sie von allen Seiten umwucherten. Seit der alte Stammbaum erloschen und die Seitenlinie in Besitz der Güter gekommen war, stand die Burg verlassen und verödet und bot außer einigen hohen, ziemlich wohnlich eingerichteten Gemächern, keine Stätte dar, die einladend gewesen sein möchte. Der Seitenzweig des Stammes hatte stets Hofämter am preußischen Hofe der Einsamkeit des Landlebens vorgezogen gehabt und fühlte sich auch nach der Besitznahme der Stammgüter nicht geneigt, den Glanz eines öffentlichen Lebens zu verlassen, um im Dorfe Ettershaide einen wenig beneidenswerthen Thronsitz aufzuschlagen. Daher kam es, daß die Burg immer weniger beachtet und zuletzt als ganz unbrauchbar angesehen wurde. Hingegen das kleine, einfache Landschloß mit seinem Parke und seinen prächtigen Gartenanlagen erfreute sich der Gunst der neuen Besitzer und wurde oftmals von den Oberhofjägermeistern, Kammerherren und Kammerjunkern von Ettershaiden zum Aufenthalte erwählt, um der Jagd mit ihren Freuden obliegen zu können. Man erzählte sich auch in der Umgegend seltsam schöne Geschichten aus dem Regime des Preußenköniges, den man den Dicken nannte. Damals sollte eine Prinzessin mit ihrem Geliebten im Land-

schlosse gehaufet haben. Was daran ist, weiß Niemand zu sagen. Aber gleich nach dem kurzen, flüchtigen Paradiesesleben dieses jungen Paares wurden dieselben Räume das Asyl einer verstoßenen Gattin, die mit ihren drei Söhnen so lange in der Gegend lebte, bis sie Alle vom Tode hinweggerafft wurden. Unter der Hand dieser armen, traurigen Dame verschönerte sich das Schloß und der Garten. Selbst auf der alten Burg sah man sie mit ihren Söhnen walten und es ging die Rede, daß sie das alte Gebäude von Grund aus renoviren lassen würde, um mit den beiden jüngeren Söhnen es bewohnen zu können, wenn der älteste als Stammerbe das Schloß in Besitz nehmen werde. Diese Dame war die rechtmäßige Gattin des zeitigen Besitzers gewesen. Man nannte ihren Namen mit Achtung und Ehrfurcht selbst da noch, als schon der Tod das schwer gekränkte Herz zur Ruhe gebettet hatte. Grund genug, um an ihren Werth zu glauben, obwohl sie von ihrem Gatten, dem Herrn Ottmar von Ettershaiden schmählich verstoßen und in die Einsamkeit dieses Landsitzes verwiesen worden war. Sie starb am Typhus, der mit den französischen Heeren zugleich das deutsche Land überzog. Ihre drei Söhne folgten ihr in unglaublich schneller Frist. Ein Jahr später zog, seiner Hofcharge verlustig gegangen, der Gatte dieser Dame in das frei gewordene Asyl und lebte in der Hoffnung auf bessere Zeiten ruhig und einsam dahin.

Um ihn versammelten sich die Edelleute der Umgegend, die durch Willkür einem andern Staate einverleibt waren. So nahe ihm auch die Residenz des neuen Reiches war, er vermied als guter Preuße und als treuer Anhänger des preußischen Hofes jede Berührung mit den Beamten der französischen Regierung. Weit weniger scrupulös bewies sich seine Gemahlin, die viel jünger als er eine Rolle am Hofe zu Kassel der Einsamkeit in Ettershaide bei Weitem vorgezogen haben würde. Die Dame nahm keine Rücksicht auf patriotische Gefühle. Sie machte ihre Besuche allein, wenn der Herr Gemahl bedenklich einen Conflict erwog, der daraus entstehen konnte und sie zeigte unverholen die größte Lust, sich an dem Hofe zu Kassel placiren zu lassen.

Herr Ottmar von Ettershaiden ließ dergleichen Andeutungen ganz unbeachtet. Beide Gatten lebten jetzt mit würdiger Ruhe neben einander. Sie hatten jedoch zwei Jahrzehnde früher eine stürmische Leidenschaft durchlebt, in der sie Alles überwältigten, was ihrer Vereinigung im Wege stand. Mit der brausenden, kühnen Gluth des reifern Mannesalters hatte dieser Mann die Schranken niedergerissen, die ihn von einem Wesen trennten, das er vergöttern zu müssen glaubte. Er war von den koketten Blikken dieses jungen Wesens zur Sünde verlockt und hatte ein gutes, treues Weib, hatte drei blühende Söhne verstoßen, um diesem Sterne huldigen zu können, der am Him-

mel der Feenfeste glänzte, welche eine Schöpfung der berüchtigten Gräfin Lichtenau waren. Ob die verführerische Dame ihn wirklich ebenfalls so heiß geliebt — wer kann das wissen! Für sie war es eine Nothwendigkeit gewesen, sich selbständig in der Salonwelt zu situiren. Die Stellung des Herrn von Ettershaiden sagte ihr zu. Sein Geist dominirte in den Hofzirkeln. Sein schönes, stattliches Aeußeres genügte ihrem Schönheitssinne und ließ sie gern die dreißig Jahre übersehen, die er älter war, als sie. Genug, sie lockte ihn mit ihren feurigen Blicken aus dem Kreise seiner Familie, der er von Rechtswegen angehörte, sie trieb ihn bis zum Wahnsinne der Leidenschaft und brachte ihn dahin, seine Gattin und seine Kinder zu verlassen. Die gerichtliche Scheidung löste seine Fesseln und er verheirathete sich mit der jungen Dame. Aber die Gesetze seines Stammes schützten seine Familie. Sein ältester Sohn blieb der Erbe seiner Güter. Und sollten auch noch ein Dutzend Kinder von der geliebteren Frau das Licht der Welt erblicken, keines hatte einen Anspruch auf diesen Besitz, bis die Kinder der ersten Ehe todt waren. Seine Ehe blieb aber kinderlos und die Söhne aus der ersten Ehe starben. Sein Stamm erlosch also mit ihm.

Als seine Gattin, als seine Kinder das Schloß geräumt hatten, was ihm bei dem raschen Umschwunge aller Verhältnisse eine Zufluchtstätte bot, da zog er ohne Gewissensbisse in dieselben Räume ein. Er ertrug sein Schicksal

mit dem Anstande eines vollendeten Hofmannes und mit dem Gleichmuthe eines Philosophen. In ihm schien alles Leben zu todter Asche verbrannt zu sein und es traten sogar Stunden ein, wo er mit einem Lächeln voller Ironie der Gluth seines fünfzigjährigen Herzens gedachte, die sich an den Augen einer Kokette entzündet hatte. Nachdem er jetzt eine lange Reihe von Jahren das Glück genossen hatte, Zeuge der eitlen Extravaganzen seiner ehemals so heißgeliebten Gemahlin gewesen zu sein, begriff er die Lächerlichkeit der Leidenschaft eines Mannes, der drei Söhne besessen hatte, von denen der älteste schon im Stande gewesen wäre, ihm den Rang bei der Bewerbung um das Herz einer solchen Dame streitig zu machen. —

Es war im Frühlinge des Jahres 1812, als der ehrwürdige Herr von Ettershaiden auf Ettershaide einen Courier auf den Schloßhof traben sah, der sich gewandt vom Pferde schwang und mit respectvoller Artigkeit den Schloßherrn zu sprechen verlangte. Würdig, aber mit stark gerunzelter Stirn befahl der alte Herr den Mann einzuführen. Er hatte sofort einen Verdacht gefaßt, daß dieser Courier nicht von ungefähr komme, sondern durch den letzten Besuch seiner Frau Gemahlin bei der Oberhofmeisterin der Königin von Westphalen veranlaßt sei. Die Livree verrieth einen königlichen Jäger und die französische Artigkeit des Couriers den Inhalt seiner Depesche. Nach diesen Voraussetzungen war Herr von Ettershaiden

um so mehr überrascht, als von einer Depesche gar keine Rede war. Seiner Gemahlin wurde auch nicht erwähnt, sondern der Courier meldete einfach den Besuch des Marquis d'Etérais. Zuerst stutzte Herr von Ettershaiden. Der Name war ihm völlig unbekannt und er konnte nicht begreifen, was ein Hofherr vom Kasseler Hofe bei ihm zu suchen habe. Er wollte den Besuch kalt ablehnen, besann sich jedoch eines Bessern und erwiederte frostig artig, daß es ihm angenehm sein werde, den Herrn Marquis zu empfangen.

Kopfschüttelnd begab sich der alte Herr nach der erhaltenen Botschaft in den linken Flügel des Schlosses, woselbst seine Gemahlin ihre Residenz aufgeschlagen hatte. Er fand die Dame in ihrem Schlafzimmer auf einer prachtvollen Ottomane ausgestreckt liegen. Ein junges, bildschönes Mädchen saß neben ihrem Ruhelager und las ihr aus einem Romane der Frau von Genlis vor. Es war kein heiteres, gemüthliches Zusammensein in dieser Gruppe. Von übler Laune verzerrt zeigte das feine, kreideweiße Gesicht der gnädigen Frau mehr von den Gebrechen des Alters, als gut war, und das hübsche Mädchen hielt jedes Mal mit trotzigem Ernste weit länger inne, als nöthig schien, wenn die Gnädige mit scharfer, schrillender Stimme ihre französische Aussprache corrigirte. Die Kleine hörte auch sogleich respectvoll auf zu lesen, als die hohe, vornehme, steife Gestalt des

Herrn von Ettershaiden auf der Schwelle sichtbar wurde. Sie erhob sich, machte ihm die graziöseste Verbeugung, die die Schüler der Terpsychore erfunden haben mochten und nahm dann eine Stellung an, die etwas von Subordination an sich trug.

Der alte Herr winkte ihr leutselig zu und deutete durch eine Handbewegung an, daß sie für den Augenblick ihres Vorleseramtes entlassen sei. Das junge Mädchen verneigte sich stumm und gemessen abermals und flog ziemlich rasch und ungestüm der Thür zu. Mit ungnädigen Mienen erhob sich die Gnädige aus ihrer liegenden Stellung und blickte ihren Gemahl höchst verdrießlich an. Sie sah in diesem Momente nicht schön aus. Ihr sehr bleiches Gesicht, das vielleicht nie von einem Sonnenstrahle berührt worden war, erschien wie von feinen Runzeln durchwebt und ihre Augen, vor zwanzig Jahren voll zauberisch bethörenden Glanzes, lagen starr in den Höhlen ohne jedweden Ausdruck. Herr von Ettershaiden bemerkte zum ersten Male mit Erstaunen, daß seine theure Gemahlin mächtig altere und daß sie allerdings der verschiedenen Toilettenkünste bedürftig sei, die er bisweilen anwenden sah.

Mit feinem Lächeln machte er eine beschwichtigende Geberde und sagte vollkommen hofmäßig: „Erschrecken Sie nicht, Theuerste — ich habe Ihnen nur einen sonderbaren Besuch anzumelden!“

Frau von Ettershaiden griff eiligst nach ihrem Flacon, athmete den belebenden Hirschhorngeist ein, fächelte sich affectirt mit einem parfümirten Taschentuche Kühlung zu und flüsterte: „O, mein Theuerster — sprechen Sie, sprechen Sie! Sie spannen meine Nerven an — ich bin heute so nervös, daß mich der Athemzug eines fremden Menschen tödten könnte!“

„Beruhigen Sie sich, meine Allertheuerste,“ unterbrach sie der alte Herr sarcastisch. „Der Marquis d'Etérais hat durch seinen Leibjäger anfragen lassen, ob er mir aufwarten dürfe.“ —

„Der Marquis d'Etérais!“ rief mit angenehmem Erstaunen die Dame und ihr Auge bekam plötzlich Licht und Leben.

„Ja, der Marquis d'Etérais,“ wiederholte Herr von Ettershaiden mit bemerkbarer Kühle. „Kennen Sie den Herrn?“

„Nein, nein,“ entgegnete sie mit merkwürdiger Eilfertigkeit und nahm eine jugendlich-interessante Miene an. „Aber ich weiß, daß der Marquis großen Einfluß beim Kasseler Hofe hat, daß er die rechte Hand der liebenswürdigen Königin ist!“

Herr von Ettershaiden blickte angenehm überrascht auf. „Die rechte Hand der Königin?“ wiederholte er. „Das hebt ihn in meiner Achtung. Was kann er aber von mir wollen, Theuerste?“

Die Dame lächelte kokett und erhob sich mit einer Beweglichkeit, als wolle sie allen ihr übrig gebliebenen Liebreiz zusammenraffen. Ihr Gatte betrachtete sie zuerst verwundert, dann mit sichtlichem Hohne.

„Uebereilen Sie sich nicht, meine Allertheuerste," fügte er trocken hinzu. „Ihnen scheint der Besuch nicht zugedacht zu sein."

Die Dame lächelte unbeschreiblich zuversichtlich. „Sein Besuch wird die Folge meines Besuches in Kassel sein. Die Oberhofmeisterin beklagte, daß der Marquis d'Etérais abwesend sei und erzählte mir so viel Züge von Edelmuth und ritterlich deutschem Sinne, daß ich nicht umhin konnte, das Verlangen laut werden zu lassen, ihn kennen zu lernen. Es ist äußerst fein von ihm, daß er meinen Wünschen so schnell nachkommt!"

Der alte Herr richtete sich ein wenig straffer auf und fragte ohne Rücksicht auf den gewöhnlichen Hofton: „Was sollte ihn denn wohl veranlassen, Dich so schnell aufzusuchen, meine Liebe? Ist der Mann jung, so hat eine deutsche Frau von beinahe vierzig Jahren keinen Reiz für ihn. Es müßte denn sein, daß Du Deinen absurden Plan, ‚Hofdame bei der westphälischen Königin zu werden,' wirklich durchzuführen gedenkst und dazu seine Fürsprache in Anspruch genommen hast."

„Allerdings, mein Herr Gemahl — Sie haben die Sache durchschauet!" antwortete die Dame mit Er-

habenheit. „Der Besuch des Marquis d'Etérais ist mir ein Zeichen, daß die Langweiligkeit meines jetzigen Lebens ein Ende hat!"

„Jubeln Sie nicht zu früh, Allertheuerste!" rief Herr von Ettershaiden lebhaft. „Ich werde meine Erlaubniß nicht dazu geben, Sie am Hofe eines Königs fungiren zu sehen, der die Rechte meines Königshauses beeinträchtigt hat."

„Thörichte Kleinigkeitskrämerei!" flüsterte die Dame verächtlich. „Ich habe es nie gelernt, mich den Vorschriften und Rathschlägen Anderer zu bequemen und werde mich der Ehre, die meiner wartet, um so weniger entziehen, da Ihr Alter einen baldigen Tod voraussetzen läßt und das Witthum, das Sie mir zu geben berechtigt sind, meinen Lebensbedürfnissen nicht entspricht."

Der alte Herr fuhr entrüstet zurück. „Wie? mit so kaltem Herzen kannst Du an meinen Tod denken? Mit so grausamer Kälte von meinem Tode sprechen?"

Die Dame wendete sich halb zu ihm um und ließ ihren Blick über seine hagere Gestalt und über sein gefurchtes Gesicht gleiten. Dann lehnte sie ihr weißes Gesicht in die feine Hand und antwortete sanft: „Zürnen Sie mir nicht darüber! Es liegt wohl in der Natur der Sache, daß eine junge Frau an den Tod ihres weit älteren Mannes denkt und sich ihre ungewisse Zukunft dabei vergegenwärtigt. Sagen Sie mir, mein

Theuerer, soll ich deshalb den Rest meines Lebens in trauriger Absonderung zu verbringen verdammt sein, weil ich die Blüthe meiner Jugend einem alten Manne gewidmet habe?"

„Nein! Sie mögen thun, was Sie wollen, Beste!" rief Ettershaiden ärgerlich. „Aber so lange der alte Mann lebt, der Ihnen mehr als die Blüthe seiner Jugend, der Ihnen seine Selbstachtung geopfert hat, so lange entsagen Sie Ihren Projecten, als Hofdame am Königsthrone eines Parvenu zu glänzen. Sie werden meine Wünsche dieserhalb respectiren, damit ich nicht schärfere Waffen gegen Sie in Anwendung bringen muß. Sollte wirklich der Marquis d'Etérais in dieser Angelegenheit einen Besuch bei mir nöthig finden, so wissen Sie, was ich antworten werde."

„Der anerkannt unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit des Marquis wird es hoffentlich gelingen, Ihre starren Ansichten zu ändern!" antwortete die Dame leicht lächelnd und ließ sich im Vorgefühle ihrer Triumphe schmachtend in die weichen Kissen ihrer Ottomane zurücksinken. „Geben Sie mir die Hand, Lieber, und seien Sie gut! Sie sind mir seit meinem neunzehnten Jahre immer eine liebe Stütze gewesen. Ich kann Ihre Freundlichkeit nicht gut entbehren. Geben Sie mir Ihre Hand und lassen Sie uns Frieden schließen. Ist es denn wirklich in Ihren Augen eine große

Sünde, daß ich hinausschaue in die Welt und meine Geistesflügel rege, um für meine Zukunft zu sorgen?“

„Diese Sorge ist eine Frivolität, so lange ich lebe und als Gatte für Sie sorge, Liebe!“

„Wie stark sie sich heute ausdrücken, Theuerster! Wie zornig Sie heute sind! Was hätten Sie zu fürchten, wenn ich mich zur Zierde der himmlischen Feste aufzuschwingen vermöchte, die Jerome, der liebenswürdigste aller Schmetterlinge, arrangiren läßt? Bin ich Ihnen nicht immer eine treue Gattin gewesen?“

Der alte Herr wendete sich mit flammenden Blicken zu der Dame herum. „Dessen rühmen Sie sich wohl, meine Theure? Denken Sie, daß ich ein schuldiges Weib an meiner Seite dulden würde?“

Die Gnädige fuhr etwas erschreckt zurück. „Gott, wie wenig Rücksicht nehmen Sie heute auf meine Nerven!“ klagte sie mit weichem Tone. „Wie lächerlich, daß Sie in Ihrer Eifersucht Geister heraufbeschwören! Ist es wohl verzeihlich, mir meine liebsten Wünsche zu verkümmern? Sie wissen recht gut, daß ich mich niemals dem Willen Anderer unterordne, wenn ich nicht meine besonderen Gründe habe.“

„Und Sie mögen hier erfahren, daß ich Ihnen nur so lange das Recht gestatte, sich meine Gattin nennen zu dürfen, wie Sie die Ehre meines Namens schonen. —“

Ein Geräusch, wie der scharfe Trab eines Pferdes, unterbrach seine Rede. Rasch trat er dem Fenster näher und sah noch, daß ein junger Mann den Zügel des Pferdes einem herbeieilenden Stallknecht zuwarf. Frau von Ettershaiden war aus ihrer bequemen Lage aufgefahren und horchte mit stark gerunzelter Stirn auf das Geräusch.

„Beruhige Dich, es ist Oswald! Der Marquis wird hoffentlich so lange zögern, bis Du die Baufälligkeiten Deiner Reize übertüncht hast," bemerkte der alte Herr mit merklichem Hohne.

„Gehen Sie meinem Vetter Oswald entgegen und sagen Sie ihm, daß ich ihn nicht sprechen wolle, daß ich Ursache hätte ihm zu zürnen!" rief die Gnädige überlaut.

Oswald von Wangera hatte jedoch eiligst den Flur des Hauses durchschritten und stand schon auf der Schwelle, als seine Verwandte den Bann gegen ihn aussprach.

Es war ein junger hochgewachsener, blonder Mann mit kühnem, festen Blicke und einer Ruhe im Wesen, um die ihn der etwas jähzornige Herr von Ettershaiden schon oft beneidet hatte. Auch jetzt bewahrte er seine Fassung, trat festen Fußes ein und fragte laut:

„Darf ich nicht wissen, was meine gnädige Cousine gegen mich einzuwenden hat?"

„Du fragst noch, Du Thor?“ rief ihm die Dame mit außergewöhnlicher Entrüstung zu. Ist es nicht ein entsetzliches Verbrechen, sich in Conspirationen gegen einen Regenten einzulassen, dem wir unsere Verehrung nicht versagen können und nicht versagen dürfen?“

Oswald behielt auch jetzt seine Ruhe. Nur der Blick, den er ganz-unwillkührlich auf den alten Herrn richtete, welcher mitten im Zimmer stand, die Arme auf dem Rücken verschränkt und grüßend mit dem Kopfe nickend; nur dieser Blick zeigte einen Schimmer von aufflackernder Unruhe.

„Was meint die gnädige Cousine?“ fragte er und sein schönes, sonores Organ zeigte nicht die geringste Schwankung.

„Deine Verstellung hiift Dic nichts,“ eiferte die Gnädige. „Ich bin von den Plänen unterrichtet worden, die Du zum Sturze des westphälischen Königs entworfen hast!“

„Die gnädige Cousine befindet sich in einem schweren Irrthum!“ war seine Antwort.

„Leugne nur nicht! Die Sache ist allerdings eigentlich zu lächerlich, um ärgerlich zu sein. Was wolltest Du wohl gegen eine Macht beginnen, die unter Gottes Schutz steht!“

Oswald wollte antworten. Herr von Ettershaiden, ein stummer Beobachter dieser Scene, mußte wohl et-

was in seinem Wesen bemerken, was ihm Besorgniß einflößte. Er liebte den jungen Edelmann, der durch seine nahe Verwandtschaft mit seiner Gattin in seinem Familienkreise einen Platz gefunden hatte, welcher ihm Sohnesrechte verlieh.

„Laß Dich nicht fangen, mein Sohn!“ rief er warnend. „Sie legt Dir Fallen!“

Oswald's Blick, schon stark umdüstert, erheiterte sich wieder. Er hatte schon gefürchtet in dem alten Herrn einen Bundesgenossen der zürnenden Dame zu sehen. Dies hätte ihn geschmerzt und seiner Stellung im Schlosse einen Stoß gegeben.

„Was hat man Dir denn von mir erzählt, Cousine Bella,“ sprach er mit ganz verändertem Tone. „Nennt man vielleicht in Kassel meine Zurückhaltung gegen die Hofleute eine Conspiration? Ich weiß, Du bist dort gewesen! Was ist denn der langen Rede kurzer Sinn? Ist's mißliebig bemerkt, daß ich die Beccassinenjagd in Schönthal nicht mitmachen wollte? Hat man beim letzten Carnevalsball etwa nicht Tänzer genug gehabt? Oder sollte ich der Kasseler Majestät meine einfachen Salons öffnen und ihm sybaritische Gastmähler offeriren? Irgend dergleichen muß es sein, was Deinen Eifer geweckt hat.“

„Nein, dergleichen Lächerlichkeiten sind es nicht, die mich in Zorn gebracht haben, sondern die Nach-

richt, daß Du Dein Besitzthum verkaufen willst, um nicht länger Unterthan des westphälischen Königs zu sein!"

„Weißt Du vielleicht auch, wer mein armes, verschuldetes Wangeroda kaufen will?" fiel Oswald bitter scherzend ein. „Und wo steckte da eine Conspiration gegen den verehrungswürdigen Jerome?"

„O doch! denn es sollen mehrere Edelleute, die ihren Preußenkönig nicht vergessen können, mit solchen Plänen umgehen. Man will das Geld zu einem großen Plane vereinigen — man hofft auf Rußland — man hat die Idee, sich mit den Russen zu verbünden, und man nannte Deinen Namen, den fleckenreinen Namen eines Wangera bei dieser Conspiration!" eiferte die Gnädige. Oswald stand unbeweglich vor seiner Cousine, aber dem scharfen, geübten Blicke des alten Herrn von Ettershaiden konnte eine gewisse Betroffenheit nicht entgehen, als er mit demselben Tone wie vorhin sagte:

„Unter den vielen Kunstfertigkeiten, die der Geist der Franzosen in's deutsche Land verpflanzt hat, ist das Spionirwesen mir die verächtlichste. Daß aus Worten Gift gesogen wird, gehört jetzt zur Tagesordnung. Daß aber eine Dame aus dem Hause Wangera, daß die Gattin des Oberhofjägermeisters von Ettershaiden sich als die Vertreterin eines Hofes aufwirft, dessen König die Rechte unsers Vaterlandsherrschers fürchterlich beein-

schränkt, diese Erfahrung ist mir neu und sie empört mich."

„Du verfällst ebenfalls in die Prüderie meines Gatten, der aus Pflichttreue seinem frühern Souverain Altäre bauet," sprach die Dame merklich verstimmt über die Zurechtweisung des jungen Vetters. „Ich aber bin der deutschen Prüderie, die sich gegen die Genialität des französischen Volkes lächerlich überhebt, gründlich satt und werde meinem Geiste folgen, der sich dieser Genialität ebenbürtig fühlt."

„Du sprichst, der Verblendung des Augenblickes, wie alle Wangeras, leicht hingegeben, übereilt, Cousine Bella. Ich würde es für keine Ehre halten wenn Du Dich einem Könige ebenbürtig fühltest, dessen Wiege nicht neben der Wiege einer Wangera zu nennen ist;" spottete Oswald, der nur mit Mühe seine Gereiztheit meisterte. Frau von Ettershaiden, mit ihren eigenen Waffen angegriffen, erhob sich von der Ottomane und stellte sich kampfbereit vor dem jungen Manne auf.

„Es thut mir leid, Oswald, das Dein ganzes Benehmen mir den Beweis giebt, in Dir wirklich einen jener Unznfriedenen zu sehen, die danach streben, einen Monarchen zu stürzen, welcher Alles thut, sein Land zu beglücken."

Oswald lachte erbittert hell auf. „Von solchen

Bestrebungen des Königs von Westphalen ist mir nichts bekannt, beste Cousine."

„Mir auch nicht!" bekräftigte der Oberhofjägermeister, der ein aufmerksamer, aber stummer Zuhörer bei dem Gespräche geblieben war.

„Weil Ihr, als echte Spießbürger und nicht im Sinne des Adels die Bestrebungen Jerome's beurtheilt," rief die Gnädige erzürnt. „Hundertmal schon hat er es bewiesen, daß er seinen Grundsätzen gemäß den Glanz seiner Feste steigert, um den Handwerkern zu nützen! Das Geld soll wieder zur Quelle zurückfließen, sagt er."

„Ein vortrefflicher Grundsatz!" spöttelte Oswald. „Wovon schwelgt der erhabene Lüstling? Vom Schweiße der Unterthanen, die unter seinem Scepter seufzen. Und wer hat den Nutzen von seinen Schwelgereien? die Handwerker, die aus Paris hieher verschrieben sind!"

„Warum zeigen sich die deutschen Handwerker so dumm und ungeschickt? Selbst die Königin hat eingesehen, daß sich nichts mit ihnen anfangen läßt!"

„Wo bleibt dann aber die Wahrheit der Behauptung, daß das Geld wieder zur Quelle zurückfließe," meinte Oswald. „Es liegt im System der französischen Regierung, das Land auszusaugen und es muß jedem vernünftigen Menschen unerklärlich bleiben, daß sich ein so ahnenstolzer Geist, wie der Deinige, von den

Gaukeleien dieses Hofes verführen läßt, der es sich zum Grundsatz macht, die Ahnentafeln deutscher Edelleute mit Schimpf zu beflecken. Wer nicht im Abscheu des reinen Herzens einen Schild gegen die wachsende Frivolität des Kasselers Hofes findet, der sollte doch mindestens durch einen Rückblick auf seine Ahnen die Grundsätze der Tugend zu befestigen suchen und sich nicht zum Vertheidiger von Principien aufwerfen, die überall verderblich, hier aber, von Eindringlingen geltend gemacht, geradezu hassenswerth sind."

„Spare Deine Worte und behüte sie vor fremden Ohren, damit sie Dir nicht Dein Grab graben," antwortete die Gnädige mit Pathos. „Ich weiß, was ich meiner Ehre schuldig bin und wenn die Gnade der Königin von Westphalen mir die Stelle einer zweiten Oberhofmeisterin verleihet, so werde ich, um meiner Zukunft willen, mit Euch Allen brechen!" Sie verließ das Zimmer und verfügte sich in ihr Ankleidezimmer, um sich zu dem Empfange des Marquis d'Etérais zu schmücken, der nach ihrer Meinung von der Königin gesendet wurde. Oswald sah seiner Cousine in völliger Erstarrung nach. Als sie verschwunden war, wendete er sich zu Ettershaiden, der mit einem unsäglich bittern und zugleich traurigen Lächeln seinen fragenden Blick erwiederte.

„Ist das Ernst, Herr Vetter oder augenblickliche Laune?“ fragte er scheu und leise.

„Es ist Ernst, Oswald,“ entgegnete der alte Herr. „Ich betrachte es als die Strafe für meine Sünden und trage die Qual der täglichen Zwiste mit Demuth als eine Buße. So lange die Huldigungen der Welt meine Gattin befriedigten, war sie mir eine liebenswürdige Gefährtin, eine freundliche Theilnehmerin, eine gütige Pflegerin. Ich empfand selbst den Tod meiner drei Söhne nicht so schwer, weil Bella mir tröstend zur Seite stand. Aber im Laufe der letzten Jahre änderte sich ihr Benehmen. Sie wurde kalt, sie wurde hartherzig gegen den alten siebzigjährigen Mann. Ich bin ihr im Wege! Hüte Dich vor den Frauen, mein lieber, junger Freund, die den Muth haben, sich selbst eine Stellung in der Welt zu gründen. Glaube mir, es sind die schlimmsten weiblichen Wesen. Sie schonen weder ihre Freunde, noch ihre Pflichten, um zum Ziele zu gelangen.“

„Es ist mir ein trauriger Gedanke, daß Sie jetzt noch unter dieser Erfahrung leiden müssen, würdiger Vetter,“ unterbrach ihn Oswald theilnehmend. „Die vulkanischen Elemente im Herzen meiner Cousine, die eine echte Wangera, mit allen den Fehlern, Schwächen und Gebrechen unsers Stammes ist, sind Ihnen verderblich gewesen in der Kraft Ihrer Mannesjahre; werden

Sie denn jetzt Standhaftigkeit genug besitzen, um dieser gefährlichen Einwirkung zu widerstehen?"

„Ja!" sagte der alte Herr, sich straff aufrichtend. „Meine Liebe zu ihr ist erloschen!"

Oswald prüfte einen Augenblick den Ausdruck seines Gesichtes und reichte ihm dann die Hand. „Lassen Sie Bella ruhig ihren Weg verfolgen, Einwendungen nützen bei einer Wangera nichts, also gewähren Sie bis zu einem gewissen Punkte, ihre Launen. Aber," sein Auge flammte, „wenn Bella bei der Idee verharrt, am Hofe des Königs von Westphalen als Hofdame zu fungiren, so — zeigen Sie sich Ihres Namens würdig. Es hieße sich der niedrigsten Huldigung schuldig machen, wollten Sie, der ehemalige preußische Hofbeamte, Ihrer Gemahlin gestatten, nach Kassel zu gehen!"

„Es ist schon zu harten Worten zwischen uns gekommen, Oswald. Bella scheint bei ihrer letzten Anwesenheit in Kassel Vorbereitungen getroffen zu haben, die ihr Engagement außer allen Zweifel stellen. Ich erwarte jeden Augenblick den Marquis d'Etérais, der wahrscheinlich im Auftrage Ihrer Majestät der Königin kommt."

„So nahe die Entscheidung?" fuhr Oswald heftig auf. „Was werden Sie thun?"

„Ablehnen! bei fortgesetzter Forderung eine gericht-

liche Scheidung androhen!“ sagte der alte Herr kurz und herbe.

„Recht so! Die Frauen sind gewohnt, der Aeußerlichkeit der Ehre einen großen Werth beizulegen und diese Drohung kann meine Cousine zu ihrer Pflicht zurückführen.“

„Glaub' das nicht! Im Gegentheil! Sie wird die Projecte mit Energie durchsetzen, welche ihr ein erneuetes Lebensglück versprechen! Es ist traurig, so wenig Patriotismus bei den Frauen anzutreffen. Sie folgen der einmal erwachten Begier ohne Rücksicht auf ihre Pflichten fürs Vaterland. Unsere jetzige Zeitperiode liefert erschreckende Beispiele und Bella wird die Gallerie genußsüchtiger deutscher Frauen vervollständigen helfen.“

„Um so glänzender treten die edeln Frauen hervor, die ihr Vaterland lieben!“ antwortete Oswald, indem er Anstalt traf, sich wieder zu entfernen. Der alte Herr beachtete dies nicht. In seinen Augen spiegelte sich eine leichte Wehmuth, als er nach einer kleinen Pause wieder begann:

„Ich habe seit längerer Zeit auf friedliches Glück resigniren gelernt. Wie die Sachen jetzt stehen, so muß ich die Wunden, die mir von Bella im letzten Reste meines Lebens geschlagen werden, so lange bluten lassen, bis sie von selbst vernarben. Ich erkenne an, daß ich mein Schicksal selbst heraufbeschworen habe, indem ich

im spätern Mannesalter die ganze Poesie der Liebesseligkeit für mich in Anspruch nahm. Ich hätte die Regungen, die der Jugend gehören, bekämpfen sollen. Muß ich aber dem Willen Bella's jetzt weichen, so verlangt es meine Ehre als Preuße, daß ich dies Wesen, was mir theurer gewesen ist, als Alles in der weiten Welt, fallen lasse! Meine Antwort für den Marquis d'Etérais ist unwiderruflich bestimmt!"

„Ich billige sie, mein theurer Vetter!" entgegnete Oswald fest und ruhig. „Nur warne ich Sie vor der Beredsamkeit des Marquis, die sprichwörtlich geworden ist."

Der alte Herr lächelte kalt. „Ich bin der Schwätzerei kluger Diplomaten noch nicht ganz entwöhnt, Oswald. Wir Ettershaiden, die vom Pagen an mit der List und Schlauheit eines Hofpersonales zu kämpfen hatten, verstehen sicherlich mit dem feinsten Intriguanten fertig zu werden und wenn seine Weisheit mit der Bosheit Hand in Hand gehen sollte."

„Kennen Sie den Marquis schon längere Zeit?" fragte Oswald, ungeduldig einen Schritt zur Thür gehend.

„Ich kenne ihn noch gar nicht, habe noch nie seinen Namen gehört, bis zu dem Augenblicke, wo sein Jäger ihn anmeldete," erwiederte Herr von Ettershaiden hastig. „Persönlich bin ich ihm auch noch nicht nahe gekommen," antwortete Oswald eben so hastig, denn es drängte ihn fortzureiten, um nicht mit dem Marquis

zusammen zu treffen. „Doch scheint dieser Mann der Besten Einer zu sein, die gleichsam als Vermittler zwischen dem deutschen und französischen Volke stehen. Sein Name hat keinen schlechten Klang."

„Ich hörte kürzlich sagen," fuhr er nach einem kurzen Nachdenken fort, „daß d'Etérais sich der besondern Gunst Napoleon's erfreue. Man schreibt ihm manchen günstigen Erfolg in den Privatverhältnissen des Kaisers zu und ist sehr geneigt, die Heirath Jerome's mit der Prinzeß von Württemberg und selbst des Kaiser Napoleons Vermählung mit der österreichischen Kaiserstochter auf Rechnung des jungen, sehr feingebildeten, umsichtigen und liebenswürdigen Mannes zu setzen."

„Thorheit; daran werden sich wohl andere Kräfte versucht haben, als die seinigen, die sich auf Privatverhältnisse beschränkten," murrte ungläubig der alte Herr.

„Nun, ganz und gar ablehnen läßt sich die Möglichkeit dieser Behauptung nicht. Der Marquis ist noch jetzt die rechte Hand der Königin, ihr Rathgeber in allen unsichern Fällen und ihre Stütze bei den mannigfachen trüben Erfahrungen."

„Was bekleidet der Marquis für ein Amt?" fragte der alte Herr.

„Gar keins. Er nimmt grundsätzlich kein Amt an und verschmähet jeden Titel!"

„Wunderbar! Er ist also eine Art dienstbarer

Geist? Ein Puck des Oberon, der ausführen muß, was sein Herr und Meister befiehlt!" spöttelte der Oberhofjägermeister. „Von der Königin gesendet, wird dieser geniale Franzose seine Liebenswürdigkeit zum ersten Male vergeblich verschwenden." Oswald war mittlerweile der Thüre noch näher getreten und hatte seine Hand auf den Drücker derselben gelegt. „Wo willst Du hin? Willst Du die beiden Mädchen aufsuchen?" fragte der alte Herr. „Thu das! Ich komme nach, so mich der Marquis nicht mit einem zu langen Besuche beglückt; Du wirst Melitta und Fides entweder im Pavillon oder unter der großen Kastanie finden. Die Kleine flog wie eine erlöfete Schwalbe zum Zimmer hinaus, als ich meiner Gemahlin den Besuch des Marquis zu melden kam. Das arme kleine Mädchen trägt am schwersten, wenn Madame schlechte Laune hat."

„Aendern Sie doch die Stellung der Kleinen!" sagte Oswald zerstreut. „Ich will jedoch nicht zu den Mädchen gehen, sondern heimreiten. Die Bemerkungen meiner Cousine Bella geben mir mehr zu denken, als Sie meinen. Sie sind mir ein sicherer Beweis, daß unter uns ein Verräther sein muß."

„So wäre man wirklich wieder einer Conspiration auf die Spur gekommen?" flüsterte der alte Herr vertraulich.

„Nein, so weit ist der Plan noch nicht gediehen,"

erklärte Oswald eben so leise „aber, daß man in Kassel schon weiß, was wir noch kaum gedacht und nur flüchtig im Gespräche ein Mal berührt haben, das ist ein Zeugniß für Napoleonische Staatskunstkniffe. Es ist unter seines Bruders Regierung dahin gekommen, daß man seinem eigenen Bruder nicht mehr trauen darf. Die Wände sichern kein Geheimniß mehr. Die Luft scheint den Gedanken selbst wegzutragen."

„Um so fester müssen die ehrenhaften Männer stehen!" sagte der alte Herr feierlich. „Später mehr, Herr Vetter," sprach Oswald eilig. „Ich mag dem Marquis nicht begegnen, also — auf Wiedersehen." Er schüttelte dem Herrn von Ettershaiden die Hand und ging von diesem begleitet zum Hofe hinaus. Auf seinen Befehl wurde ihm sein Pferd wieder vorgeführt und er sprengte mit dem stillen Seufzer zum Thore hinaus: „Also auch hier ist man nicht mehr sicher vor den Creaturen des Kasseler Hofstaates!"

# III. Capitel.

## Auf offener Straße.

Oswald von Wangera ritt gedankenvoll die Pappel-Allee hinab, die bis zur alten Burg führte und mit ihren ersten, frischgrünen Blättchen umschleiert, einen anmuthigen Anblick darbot. Der junge Mann achtete an diesem Tage nicht darauf. Ebensowenig machte es Eindruck auf ihr, daß die Sonnenstrahlen des Frühlings das alte Mauerwerk seltsam verschönten und daß der Wald, der sich links vom Hause so dicht anschloß, als sei die Burg in die dichte Baummasse hineingeschoben, in der prächtigen Beleuchtung zauberhaft schön erschien.

Oswald von Wangera war ein Kind seiner Zeit im wahren Sinne des Wortes. Er repräsentirte die Schwächen seines Standes, aber er war ein tüchtiger

und edler Mann, der sich in schöner Begeisterung bis zur Schwärmerei verstieg, wenn er sich in Pläne vertiefte, die das Vaterland zu retten vermöchten. Seine äußere Ruhe verbarg die Lebhaftigkeit seiner Phantasie und da er ganz offen eine gewisse Tugendbeharrlichkeit zur Schau trug, so war man geneigt diese äußere Ruhe mit dem zu bezeichnen, was man im gewöhnlichen Leben Pedanterie zu nennen pflegt. Vor Allen war es aber seine Cousine Bella, die ihn der pedantischen Strenge zieh und seine Liebenswürdigkeit deshalb stark in Zweifel zog, weil er ihr ganz ungescheut Urtheile über ihr Thun und Treiben in's Gesicht sagte. Diese einseitige Beurtheilung that ihm weiter keinen Schaden. Man schätzte ihn seiner Bildung und seines Ernstes wegen und da sein Wesen noch durch eine edle Persönlichkeit gehoben wurde, so gehörte er zu den beachtetsten Männern der ganzen Umgegend.

Er war mit Frau von Ettershaiden ziemlich nahe verwandt. Ihre Väter waren Brüder gewesen. Nicht ganz so nahe war die Verwandtschaft mit einem jungen Mädchen, Melitta von Wangera, das als Waise in dem Hause des Oberhofjägermeisters von Ettershaiden eine Zuflucht gefunden hatte. Seit dem Unglücksjahre 1806, das den Königsthron von Preußen erschütterte, seines Hofdienstes quitt geworden, bewohnte dieser alte Herr mit seiner schönen, noch ziemlich jungen Gemahlin zu-

erst ein Quartier in einem der verödeten Schlöſſer Berlin's, zog aber nach dem unerwarteten Tode ſeiner Söhne unverzüglich nach Ettershaiden, als dem Zufluchtsorte, der ihm bei der Wandlung ſeines Geſchickes am meiſten zuſagte.

Von da an knüpfte ſich das Band der Verwandtſchaft, durch gegenſeitige Werthſchätzung befördert, von Tag zu Tag feſter zwiſchen Oswald und dem alten Herrn von Ettershaiden. Vater und Sohn konnten nicht traulicher zuſammen reden, als dieſe beiden Männer, die ſich in einem mächtigen Intereſſe für Alles, was Preußen hieß, zuſammenfanden.

Das Beſitzthum des jungen Herrn von Wangera lag zwei Stunden von Ettershaiden entfernt. Der Weg führte an der alten Burg vorüber, zog ſich dann etwas bergab und wurde durch einen breiten, hübſchen und klaren Bach begränzt, der erſt beim Herrenhauſe von Wangera abwich und ſich in einem Teiche verlor. Dieſer Bach war Urſache, daß Wangeroda eben ſo wie die Burg Ettershaiden weſtphäliſch wurde, während das Dorf Ettershaiden, das jenſeits des Baches lag, preußiſch blieb. Oswald kümmerte ſich nicht um ſeinen neuen Landesherrn. Er vermied, wie ſchon angedeutet iſt, beharrlich jeden Verkehr mit den Leuten, die mit dem König Jerome zu thun hatten und blieb im Herzen echt preußiſch geſinnt.

Bei seinen scharf ausgeprägten patriotischen Gesinnungen konnte es nicht fehlen, daß sich im Laufe der Zeit der Grimm über die Herrschaft einer Nation entwickelte, die von Gottes und Rechtswegen aus einem Lande vertrieben werden mußte, wo sie nichts als Leid und Trauer bereitete. Es kamen Stunden, in denen finstere Schatten seine Stirn umdüsterten, wenn er bedachte, daß wenig Hoffnung vorhanden sei, das Elend des deutschen Vaterlandes geendet zu sehen. Pläne wälzten sich dann in seinem Kopfe, die bisweilen das Maaß der Vernünftigkeit überstiegen, aber er theilte sie Niemand mit, weil er einst in einer heiligen Minute tiefen Jammers sich gelobt hatte, im Nothfalle als ein Märtyrer für's Vaterland zu sterben und mit dem Opfer des eigenen Lebens das Dasein des Mannes zu enden, in dessen starker Hand die Zügel des mächtigen Eroberungswerkes ruheten.

Selten entschlüpfte ein Laut des Mißfallens seinen Lippen. Er hielt seine Gedanken geheim, weil er die Freiheit seines Handelns für die Zukunft höher stellen wollte. Nur der Oberhofjägermeister von Ettershaiden war zuweilen Zeuge eines aufblitzenden Zornes gewesen und in dem Verständnisse über diesen Gegenstand ruhete die tiefe Sympathie der beiden Männer.

Gedankenvoll verfolgte Oswald seinen Weg, nachdem er gewißermaßen die Flucht vor einem Hofschran-

zen des Königs Jerome ergriffen hatte. Ihn beschäftigten die Vorwürfe Bella's weit mehr, als man nach seinem Verhalten hätte denken können. Nicht, daß er Furcht fühlte vor einer Entdeckung, die ihn blosstellen konnte — nein, es war von seiner Seite noch nichts geschehen, was gefährlich auf seine Pläne hätte zurückwirken können. Ihn beschäftigte vor Allem der Gedanke, wie man zur Kenntniß eines Gespräches gekommen war, das einige Tag vorher im engsten Kreise bewährter Freunde gepflogen wurde. Wo steckte der Verrath? Wer von diesen Freunden zeigte sich wohl am Ersten eines hinterlistigen Benehmens fähig?

Oswald wußte sich diese Fragen nicht zu beantworten und ein Trübsinn eigener Art nahm nach und nach Besitz von seiner Seele. Jedes Wort und jede Handlung wurde von jetzt an gefährlich für seinen Plan, den er schon längst entworfen hatte. Allerdings war man diesem Plane auf der Spur. Er wollte sein kleines Gut losschlagen!

Aber nicht um sich aus dem Verhältnisse zum westphälischen Reiche zu lösen, sondern um die Mittel zu gewinnen sich nach Rußland zu begeben und dort mit voller Geisteskraft Alles das geltend zu machen, was er in langen, einsamen Tagen überlegt und überdacht hatte. Große, weltumfassende Ideen wogten in seinem Kopfe. Sie zeugten von seinem Feldherrntalente,

bevor er nur die kleinsten Beweise in der Praxis geliefert. Das leidenschaftliche Interesse, womit er die kriegerischen Ereignisse der Zeit verfolgt, der tiefe fürchterliche Grimm, womit er die steten Siege des Welteroberers beobachtet hatte, weckten Ansichten in ihm, welche die Möglichkeit boten, in dem gewagten Feldzuge gegen Rußland, den Napoleon jetzt vorbereiten ließ, das Mittel zu seiner Vernichtung zu finden. Gereift waren die Pläne dazu noch keineswegs. Dazu gehörte eine umfassendere Kenntniß der Strategie und Tactik. Nur wenn es dem jungen Enthusiasten gelang, durch seine Ideen einen Feldherrn zu begeistern, der die Macht der Ausführung in Händen hatte, nur dann konnte er sich der Hoffnung auf glückliche Erfolge hingeben.

Unter seinen wechselnden Gedanken war er allmählig der alten Burg näher gekommen. Sein Blick glitt achtlos darüber hinweg und er würde im nächsten Momente den Seitenweg eingeschlagen haben, der ihn zu einer schmalen, etwas baufälligen Brücke führte, die ihn vom preußischen in's westphälische Gebiet befördern mußte, wenn nicht seine Aufmerksamkeit durch die Erscheinung eines Mannes gefesselt worden wäre, der vom Walde her kam und mit lebhaften Geberden Zeichen gab, daß er ihn zu sprechen wünsche. Oswald hielt sein Pferd an und wartete auf den Mann, der eilfertig über die breite Wiesenfläche daherschritt, welche sich seit-

wärts der Burg bis zum Walde hin ausbreitete und in ihrem blumenreichen, üppigen Grün ein Schmuck der Landschaft war.

Der Fremde kam rasch näher. Er war sauber, aber auffallend einfach gekleidet.

Stulpenstiefel, ein dunkler, bis zum Halse zugeknöpfter Oberrock und eine Kopfbedeckung, wie sie die Jäger in damaliger Zeit liebten, das war sein ganzer Staat. Aber Oswald erkannte trotzdem den Mann von Distinction und erwiederte seinen Gruß mit schuldiger Artigkeit, indem er ihm bis zum Fußsteige entgegenritt.

Der Fremde, ein schlanker, junger Mann von gewöhnlicher Mannesgröße, mit lebhaft heiterm Mienenspiele und einem Augenpaare voll Gluth, Geist und Leben, trat dicht an das Pferd heran, legte seine Hand liebkosend auf den Hals desselben und bat mit einigen freundlichen Worten um Entschuldigung ihn aufgehalten zu haben. Die stolze Sicherheit, womit er sprach und das Selbstbewußtsein, welches dabei aus seinen dunklen Augen leuchtete, wurde außerordentlich durch das weiche, schöne Organ gemildert, das schmeichelnd wie Musik bis in's Herz des Herrn von Wangera drang.

Oswald antwortete einige verbindliche Worte und der Fremde fragte ohne weitere Einleitung mit zutrau-

lichem Lächeln: „Ist dies alte Mauerwerk etwa die Ettershaider Burg?“

„Allerdings,“ war die Antwort des jungen Edelmannes. Der Fremde lachte laut auf. „Da sieht man, was Knabenphantasien zu erschaffen vermögen! Mir schwebte diese Burg in einem so poetisch-romantischen Lichte vor, daß die Enttäuschung erschreckend ist.“

„Sie kannten also früher diese Burg?“ fragte Oswald, dessen Neugier sich zu regen begann.

„Ein Mal habe ich Besuch darin gemacht und dabei meine sechsjährige Phantasie mit Rittern und Gespenstern, mit Prinzessinnen und —“ er zögerte einen Augenblick, setzte aber dann mit keckem Lachen hinzu — „und mit verstoßenen Gattinnen füllen lassen!“

Oswald warf einen schnellen Seitenblick auf die schöne Männergestalt, gleichsam um zu prüfen, was er von diesen sonderbar offenherzigen Worten denken sollte. Als er nicht antwortete, nahm der Fremde sorglos wieder das Wort und fragte schnell: „Könnte ich nicht hinein in dies alte Nest, worin nur Eulen zu nisten scheinen?“

„O ja! dort drüben an der Mauer wohnt ein alter Förster. Er hat den Schlüssel zur Burg und zugleich eine Art Aufsicht darüber. Sie werden innen das alte Haus weit wohnlicher finden, als Sie es er-

warten. Die Zimmer sind von der letzten Bewohnerin einigermaßen in Stand gesetzt —"

„Die letzte Bewohnerin war eine verstoßene Gattin des jetzigen Besitzers?" unterbrach ihn der Fremde. Oswald prüfte abermals mit einem Anfluge von Mißbehagen die Züge des Mannes, um zu sehen, ob nur müssige Neugier oder eine Art Bosheit ihn zu den indiscreten Fragen und Andeutungen verleitete.

Offen und ehrlich, ohne Arg und Falsch war der Ausdruck der dunkeln, strahlenden Augen, die den seinigen begegneten.

„Ja," antwortete er nun ohne Verzug. „Die erste, geschiedene Gemahlin des Oberlandjägermeisters von Ettershaiden wohnte dort oben im Schlosse Ettershaiden; sie liebte jedoch die alte Burg und hielt sich im Sommer gern in den hohen gewölbten Gemächern derselben auf." — Der Fremde nickte beistimmend, als wisse er sich dessen zu erinnern.

„Die Dame ist todt?" forschte er. „Auch die jungen, starken, kräftigen Junker sind todt? Ein wunderbarer Zufall, in dem man die Hand der Nemesis erkennen möchte."

Oswald machte eine ungeduldige Bewegung, die sein Pferd zur Unruhe brachte.

Der Fremde schien dadurch auf einen Gedanken zu verfallen, der ihn veranlaßte, sein Auge fester auf den

Reiter zu richten. Er lächelte kaum bemerkbar und trat einen Schritt vom Pferde zurück.

„Nennen Sie mich nicht unbescheiden, mein Herr!“ sprach er mit Nachdruck. „Es verknüpft sich ein tiefes Interesse mit diesen Fragen.... Sie sind aus der Gegend hier und ich mag mit meiner Bemerkung persönliche Ansichten beschränkt haben. Vielleicht habe ich das Vergnügen einen Verwandten der Familie Ettershaiden vor mir zu sehen, der geneigt ist ein milderes Urtheil über Begebenheiten zu fällen, die einer edlen Frau schwere Kränkungen zufügten. Verzeihen Sie also mein unberufenes Urtheil.“

Oswald begnügte sich durch eine verbindliche Neigung des Kopfes zu antworten, aber er blickte mit gesteigerter Neugier auf den jungen Mann, dessen Manieren errathen ließen, daß er sich frei und sicher in den Kreisen zu bewegen wisse, die auf feine Bildung Anspruch zu machen pflegen.

„Sie erlauben mir nun noch eine einzige Frage,“ begann der Fremde von Neuem.

„Fragen Sie nur,“ sagte Oswald ermunternd. „Es wird mir eine Freude sein, wenn ich die Frage eben so unbeschränkt und ehrlich beantworten kann, wie Sie Ihr Urtheil über Familienbegebenheiten gaben, die leider den Tadel der Welt verdienen.“

„Schön, daß Sie mir Recht geben!“ antwortete der

Fremde freimüthig. „Meine Frage betrifft aber diesmal keine Familienereigniſſe, ſondern einfach die Erkundigung, wo Wangeroda liegt.“ Oswald ſah ihn höchſt überraſcht an.

„Wangeroda?“ wiederholte er zögernd, als wolle er damit andeuten, daß er zuerſt wiſſen möchte, warum der Mann nach Wangeroda frage.

„Es muß in der Nähe liegen,“ erläuterte der Fremde. „Meinen knabenhaften Begriffen zufolge ſogar ſehr in der Nähe von der alten Ettershaider Burg.“

„Dann trügen Sie Ihre knabenhaften Begriffe abermals,“ entgegnete Oswald in ſcherzendem Tone. „Wangeroda iſt beinahe zwei Stunden von der Burg entfernt für den Fußgänger, obwohl man es gemeiniglich nur eine Meile rechnet.“

„Ich bin den Weg gefahren,“ erklärte der Fremde ebenfalls mit treuherzigem Lachen. „Nicht wahr, der Weg geht am Bache entlang?“ fügte er, mit der Hand auf das kleine Gewäſſer deutend, hinzu. „Mein Gedächtniß iſt ziemlich treu, wenn nicht die Phantaſie ihre Farbentöpfe dazu liefert. Haben Sie vielleicht davon gehört, daß der Beſitzer von Wangeroda damit umgeht ſein Gut zu verkaufen?“

Oswald zuckte unmerklich zuſammen und ſah dem Fragenden mit ſtarrer Verwunderung feſt in's Auge.

„Wer hat Ihnen das mitgetheilt, mein Herr," sprach er dann mit eisig ruhigem Tone.

„Ich hörte es in einer Gesellschaft gerüchtsweise," entgegnete der Fremde, „und da Jemand sich hier in der Gegend anzukaufen wünscht, so übernahm ich es, mich persönlich nach der Wahrheit dieses Gerüchtes zu erkundigen.

Oswald blickte ironisch lächelnd auf den Mann nieder. „Sie wissen doch wahrscheinlich nicht, mit wem Sie reden," sagte er in der festen, schnell aufgetauchten Meinung, einen Spion der westphälischen Regierung vor sich zu haben, der ihn in der Zuversicht auf seine Macht einer Inquisition zu unterwerfen gedachte.

„Nein," antwortete der Fremde rasch. „Dürfte ich um Ihren Namen bitten? Aber nur unter der Bedingung, daß Sie mir damit nicht die Verpflichtung auferlegen, mich zu nennen, bitte ich um Ihren Namen!"

Oswald wurde wieder wankend in seiner Meinung. Es lag durchaus nichts Verstecktes, nichts Heuchlerisches in dem Wesen des Mannes. Was wagte er denn auch, wenn er seinen Namen nannte? Und dann? ‚Es wünscht sich Jemand in der Gegend anzukaufen!' War denn dies nicht möglich und lag nicht in diesem Zufalle etwas, was wie eine Schickung Gottes zu betrachten war? die Spannung, womit der Fremde ihn nach seiner ausgesprochenen

Bitte um Nennung seines Namens betrachtete, bewies hinlänglich, daß er ihn nicht wußte.

„Ich bin der Eigenthümer von Wangeroda, mein Herr! Sie werden jetzt mein Erstaunen begreiflich finden, daß mir auf offener Landstraße die Nachricht von einem Vorhaben mitgetheilt wird, an das ich ernstlich noch incht gedacht habe."

Ein heller Freudenstrahl war sogleich nach den ersten Worten aus des Fremden Augen gebrochen und er wartete kaum das Ende dieser Rede ab, um mit lebhaft bewegter Stimme mehrmals zu wiederholen: „Oswald von Wangera — mein Gott, er selbst — Oswald Wangera! Wie freut mich das!"

Dabei ergriff er die Hand des jungen Edelmannes und drückte sie herzlich zwischen den seinigen.

Eine eigene Rührung überschlich Oswalds Herz, als er sich von dem jungen, interessanten Fremden so überraschend herzlich begrüßt sah und noch sonderbarer wurde ihm zu Muthe, als dieser heiter fortfuhr:

„Mein Gedächtniß ist doch nicht so treu und zuverlässig, wie ich mir einbildete, sonst hätte ich Sie erkennen müssen. Zwar liegen viele, viele Jahre dazwischen, wo ich Sie sah, aber, gestehe ich's offen, darin liegt der Grund nicht, sondern in dem Umstande, daß Sie mir damals so erbärmlich blaß und schmächtig vorkamen, daß ich in diesem großen, stattlich kräftigen Manne niemals den Jun-

ker Oswald vermuthet hätte. So gehts," meinte er, lachend auf die alten Mauern der Burg deutend, „so geht's im Leben! Was uns in unserer Jugend überragt, was uns Respect und Grauen einflößt, das bewundern wir und bekleiden es mit den Zierrathen der Einbildung. Daher dann die Verwunderung, wenn unser Verstand zu kritisiren fähig ist. Im entgegengesetzten Falle können wir uns nie eine Idee von der Verwandlung kindlicher Schwäche in Kraft, Stärke und Schönheit machen. Obwohl wir selbst zunehmen an Weisheit und Verstand, an Alter und Vollkommenheit der äußern Gestalt, so berechnen wir doch selten richtig die Macht der Entwicklung an Anderen und erstaunen dann über die Gebühr, wenn wir Gelegenheit haben zu bemerken, daß unsere Jugendbekannten mit uns Schritt gehalten haben."

„Sie zählen mich zu solchen Jugendbekannten?" unterbrach ihn Oswald mit ruhiger Höflichkeit.

„Allerdings! Ich hätte mich bei einem Besuche auf Wangeroda wahrscheinlich nach jenem blassen, langarmigen und langbeinigen Junker umgesehen, den man Oswald nannte."

Er lachte so unwiderstehlich heiter und von ganzem Herzen, daß Oswald, hingerissen von seinem Beispiele, ebenfalls nicht Besseres thun konnte, als in ein herzhaftes Gelächter auszubrechen. Im Stillen aber nahm er sich vor,

die Scene auf der offenen Landstraße zu enden, die ihn nicht klüger zu machen versprach.

„Nach diesen Worten darf ich schließen, Sie in Wangeroda zu sehen?" begann er wieder.

„Gewiß, ganz gewiß! Ich hoffe mit Ihnen über den Kauf Ihres Gutes einig zu werden, im Falle Sie gewilligt sein sollten, es wirklich zu verkaufen. Doch davon später!"

„Für jetzt habe ich den Vorsatz noch nicht gefaßt, Wangeroda zu verkaufen," fiel Oswald mit scharfer Betonung ein. „Hier ist der Ort nicht, davon weiter zu reden, noch dazu da mein Gedächtniß bei Weitem unzuverlässiger ist, als das Ihrige, und ich trotz alles Nachdenkens nicht zu enträthseln vermag, mit wem ich die Ehre habe zu reden."

„Davon später! Davon später! Ich werde kommen, ehe Sie es denken! Also auf Wiedersehen!" rief der Fremde, grüßte mit Anstand und Herzlichkeit und schritt eben so eilfertig auf dem schmalen Fußpfade dem im Hintergrunde liegenden Försterhause zu, wie er vorher dem jungen Edelmanne von dem Walde her entgegengeschritten war.

Oswald setzte sehr langsam sein Pferd in Bewegung und ließ sein Auge aufmerksam dem Fremden nacheilen. Vergeblich sann er darüber nach, wo er mit ihm zusammengetroffen sein könne. Vergeblich vergegenwärtigte er

sich sein Bild mit peinlicher Sorgfalt. Nirgends traf er auf eine Erscheinung in seinen frühern Jahren, die an diesen jungen Mann erinnerte, der ganz unstreitbar jene leichten, feinen Manieren hatte, die der stete Verkehr in Cirkeln, wo Geist mit Sitte vereint das Scepter führen, dem gebildeten Menschen einprägt. Weit zweifelhafter war es ihm, ob er einen Edelmann in ihm suchen sollte. Seine Ungebundenheit, die Nichtachtung des Herkömmlichen stellte dies in Frage. Es lag mehr eine Genialität in Rücksicht auf das gesellschaftliche Formenwesen vor, wie sie der fein gebildete Bürger geltend macht. Diese Unterredung auf offener Straße! War sie nicht ein schlagender Beweis von Sorglosigkeit und Sicherheit, wie man sie kaum noch von Knaben gewohnt war? Oswald entschlug sich endlich seinen vagen Vermuthungen und ritt etwas schneller seiner Straße. Seine Gedanken flogen zurück auf die Pläne, die ihn unaufhörlich beschäftigten und er fing an zu überlegen, ob er nicht eine Fügung Gottes in dem verbreiteten Gerüchte vom Verkaufe seines Besitzthumes sehen könne. Nach seiner Meinung stand das Schicksal Europa's jetzt auf einem Wendepunkte. Entweder befestigte sich die Herrschaft Napoleon's durch den beabsichtigten Feldzug gegen Rußland auf eine furchtbare Weise oder dieser Held der Zeit stürzte in seiner Macht erschüttert von der Höhe herab, auf der er selbstbewußt und zuversichtlich thronte. Nach seiner

Meinung war jetzt der Zeitpunkt, wo sich die Kraft der eroberten Provinzen, die unter dem Drucke der Fremdherrschaft seufzten, concentriren und einen letzten Versuch wagen mußten, das Joch abzuschütteln. Während Napoleon sich gegen Rußland rüstete, mußte man sich insgeheim in Deutschland gegen ihn rüsten! O wie das Blut des jungen Mannes hoch aufwallte! Wie es ihn drängte mit dem Schrei der Verzweiflung die matten Herzen seiner Landsleute aus dem Schlummer zu wecken und zum letzten Kampfe zu entflammen!

Doch was nutzte sein Jammer, was nutzte seine Begeisterung! Sollte er eine jener Verschwörungen stiften helfen, die wie Pulver ohne Blei verpufften, weil ihnen die Macht des Uebergewichtes fehlte? Was hatten die Opfer der edlen Kämpfer zu Wege gebracht, die ihr Blut den kleinen Angriffen weiheten, welche stets, nach kurzen Beunruhigungen des jungen König Jerome, ohne Nachwirkung beseitigt werden waren. Der Gedanke an solche Thaten wurde ihm schon hier auf seinem eigenen Vatererbe als Verbrechen angerechnet, da er die Treue gegen seinen neuen Landesherrn verletzte. Stillsitzen und dem nächsten Kampfe müssig zuschauen konnte er nicht mehr. Darin stand sein Entschluß fest. Er setzte sein Hab und Gut auf's Spiel und versuchte sein Heil in der Armee der Russen. Ihm hatte nur der Impuls gefehlt — jetzt aber, wo das Gerücht ihn schon zu den

Unruhigen und Mißvergnügten des Landes zu zählen begann, jetzt schien ihm der richtige Augenblick gekommen zu sein. Fand er in dem interessanten Fremden einen redlichen und verschwiegenen Käufer, so sollte ihn nichts abhalten, in der allernächsten Zeit seine Reise nach der russischen Gränze anzutreten.

Mit diesem Entschlusse im Herzen, der eine himmlische Freudigkeit auf sein edles, ernstes Gesicht zauberte, ritt er auf Wangeroda zu, das sich so eben in malerischer Schönheit vor seinen Blicken ausbreitete. Bald erreichte er den spiegelhellen kleinen Teich, der von Pappeln umpflanzt war und von den sämmtlichen Gänsen und Enten des Dorfes zum Tummelplatz ihrer Frühlingsfreuden benutzt wurde.

Oswald hielt sein Pferd an und schauete über den Teich hinweg. Warum mochte ihm plötzlich so weh um's Herz werden? Warum ergriff ihn die himmlische Friedlichkeit, die über der einfach ländlichen Scene lag, dergestalt, daß er seinen Athem stocken fühlte, daß er mit einer Rührung rang, wie er sie bis dahin gar nicht gekannt hatte? Es war, als wenn der Geist Gottes über ihn kam und seinem Geiste einen Blick in die Zukunft eröffnen wollte! Mit einem Schauer ahnenden Entsetzens sah er blutige Schlachtfelder vor sich auf-

rollen *), Leiche auf Leiche sich thürmen im still wogenden Wasser, so daß seine Wellen hoch aufspritzten und über den Uferrand hinaus traten! Es war ihm, als höre er den Angstschrei von den Tausenden, die im Wasser den Tod finden sollten, als rufe man um Erbarmen, als verfluche man den Allgewaltigen, der mit der Allmacht eines göttlichen Wesens seine irdische Laufbahn zu verfolgen befliffen war.

Nur einen Moment dauerte der traumhafte Zustand des jungen Mannes, aber der Angstschweiß deckte in großen Tropfen seine Stirn, als er daraus emporfuhr und sich, freudig aufathmend, am heimathlichen Wasser, umweht vom süßen Frühlingshauche wiederfand.

Tiefsinnig lenkte er sein Pferd wieder hinauf nach der Fahrstraße und eilte dann sein Haus zu erreichen.

Das Wangeroder Herrenhaus lag ziemlich am Ende des kleinen Dorfes. Es war im einfachsten Style erbauet, aber innerlich sehr freundlich und ländlich bequem eingerichtet. Man sah es dem Hause sogleich an, daß es nur den Bedürfnissen eines nicht reichen Gutsherrn entsprechend eingerichtet war. Die Front war

---

*) Als er sechs Monate später den furchtbaren Jammer beim Uebergange über die Beresina mit anzusehen gezwungen war, da gedachte er in tiefster Erschütterung seiner Vision am Wangeroder Teiche.

der Straße zu gerichtet, der Eingang aber auf dem Hofe, welcher durch hohe Stakete von allen Seiten eingehegt war. Ein Thorweg von Latten schloß dies Staket von der Dorfgasse ab, da es aber für gewöhnlich am Tage weit offen stand, so hatte Alles, was Beine hatte und laufen konnte, freien Zutritt auf diesen Hof.

Oswald ritt in gemessenem Trabe sogleich durch den offenen Thorweg bis mitten in den Hof hinein, sprang dort vom Pferde und überließ es dem klugen Thiere, sich seinen Stall selbst zu suchen.

Es war sehr still im Gehöfte. Nur ein halberwachsener Bursche schlurfte träge herbei, um dem Pferde den Sattel abzunehmen. Alles, was arbeiten konnte, war auf's Feld hinaus. Die Wirthschafterin des Gutes sah mit einem Erstaunen, dem sich Verdruß beimischte, ihren jungen gnädigen Herrn wiederkommen, nachdem sie fest darauf gerechnet hatte, daß er bis spät in der Nacht ausbleiben werde. Neugierig trat sie ihm entgegen und fragte nach der Ursache seiner ungewöhnlich schnellen Rückkehr von Ettershaiden. Sie mußte sich mit der ausweichenden Antwort ihres Herrn begnügen und eilte zurück in die Küche, um schnell ein spätes Mittagsbrot vorzubereiten.

Oswald suchte nicht sein kleines, düsteres Arbeitscabinet auf, sondern trat sogleich in das Wohn-

zimmer, dem sich eine Reise sonnig durchstrahlter Zimmer anschlossen. Hier warf er sich auf ein Sopha, um einsam zu träumen und einsam Abrechnung zu halten mit dem, was der Jugend an Lebensfreuden gestattet wird. Daß in solchen Augenblicken der Werth alles dessen steigt, was man besitzt, erfuhr er schon beim Eintritte in dies einfach, aber geschmackvoll eingerichtete Zimmer. Nie war ihm dasselbe so behaglich, so einladend, so voll fröhlicher Erinnerungen erschienen, als jetzt, wo er im Begriffe stand, diese stille friedliche Häuslichkeit aufzugeben und sich in den Kampf mit traurigen Weltverhältnissen zu verstricken. Heimathlos von dem Momente an, wo dies kleine Eigenthum in fremde Hände überging, sah er sich auch getrennt von allen lieben Gewohnheiten und von seinen Freunden! Der Ruhe und Unabhängigkeit ging er verlustig! Er opferte sein eigenes Selbst, seine Ueberzeugungen, seine Ideen, seinen Willen dem Willen und Befehlen Anderer! Beinahe wollte ihm das Opfer zu groß erscheinen, welches er, der einzelne Mensch, dem großen und allgemeinen Elende zu bringen entschlossen war. Aber diese selbstsüchtige Regung verflog so rasch, wie sie gekommen war. Hell auf leuchtete wieder seine Begeisterung und todesmuthig hob er die edle Stirn dem kommenden, unzweifelhaften Ungemache entgegen!

## IV. Capitel.

### Der Marquis d'Iterais.

Mittlerweile waren im Schlosse Ettershaiden in aller Eile Vorkehrungen zum solennen Empfange des Mannes getroffen, der sich formell von einem Courier hatte anmelden lassen.

Die Dame des Schlosses hatte es für nöthig gehalten, ihrer Toilette einige Verbesserungen angedeihen zu lassen, welche ans Kokette streiften. Sie wollte den Eindruck ihrer Reize verstärken und wählte dazu die Mittel, welche dem französischen Erfindungsgeiste Ehre machten. Ihr Gemahl bewunderte mit bitterem Lächeln die Eitelkeitskämpfe, und wendete sich ziemlich entrüstet ab, als sie endlich in den Empfangssalon trat, die vierzigjährigen Schultern und Arme bis zur Unanständigkeit

entblößt und das weiße, wachsbleiche Gesicht mit rosiger Schminke verschönt.

Niemals war dem alten Herrn die Gefallsucht seiner schönen Gemahlin so widerwärtig erschienen, wie in diesem Momente, wo sie darauf ausging, in eitler Selbstsucht die Bande zu lockern, welche sie mit ihm verknüpften. Auf der Ruhestätte von den Mühen und Freuden eines stark bewegten Lebens angelangt, erschien ihm ihr Beginnen als eine Entweihung der Vergangenheit, die sie in schuldiger Liebe vereinigt hatte. Was damals geschehen war, konnte nur durch eine heilige, gegenseitige Treue gesühnt werden, durch jene Treue, die bis zur Reinheit des Gedankens geht. Ihre Entwürfe, den engen Kreis ihrer Pflicht mit dem trügerischen Glanze eines Hoflebens zu vertauschen, welches im innersten Kern Leichtsinnigkeit bis zum Verbrechen barg, wurden für ihn eine Aufklärung — in ihnen strahlte der Spiegel ihrer Gedanken, die ganze Beschäftigung ihrer Phantasie zurück. Er empfing sie mit frostiger Artigkeit und machte ihr bemerklich, daß der Besuch des Marquis d'Etérais ein rein geschäftlicher sein könne, weshalb es zweckmäßig erscheine, daß er ihn allein erwarte, und ihn erst auf Erforderniß ihr zuführe.

Frau von Ettershaiden konnte nicht umhin, ihrem Gemahl recht zu geben. Obwohl sie gern Einwendungen gegen ein Verfahren erhoben hätte, das sie von



Bayerische Staatsbibliothek München

vornherein in die Gefahr brachte, von den Verhandlungen über ihr eigenes Schicksal ausgeschlossen zu werden, so zog sie es dennoch vor, sich in ihr Boudoir zurückzuziehen, welches an Glanz und Ueppigkeit der Ausstattung das altertümliche Empfangszimmer bei Weitem übertraf. Kaum hatte sie diesen Rückzug vollführt, so rollte der Wagen des Erwarteten in den Schloßhof.

Von ihrem Fenster aus bewunderte die Dame mit hochklopfendem Herzen die Pracht und Eleganz dieser Equipage, die Alles verdunkelte, was sie je gesehen.

Die Caroſſe strahlte von Silberbeschlägen und das Geschirr der vier prächtigen Schimmel war als ein Kunstwerk zu betrachten. Ein Jäger mit wallendem Federbusch war mit der Gewandtheit eines Equilibristen vom Bocke gesprungen und dennoch kam er zu spät, um seinem Herrn aus dem Wagen zu helfen, da dieser denselben mit einem raschen Sprung schon verlassen hatte, so wie er hielt.

Frau von Ettershaiden hatte nicht so viel Zeit gehabt, die Persönlichkeit des Mannes näher in's Auge zu fassen, der einen Einfluß auf ihr ferneres Schicksal gewinnen sollte. Nur so viel stand fest, daß er in seiner einfachen Kleidung und in der Nichtbeachtung der steifen Form, womit er den Wagen verließ, durchaus dem Bilde nicht entsprach, das sich die Gnädige von dem feingebildeten Franzosen gemacht hatte.

Während ihrer mißliebigen Kritik darüber war der Marquis leichten, flüchtigen Fußes durch den Vorflur des Schlosses geschritten und unter Beobachtung aller Etikettenregeln vom Kammerdiener des ehemaligen Oberhofjägermeister von Ettershaiden empfangen.

Der alte Diener, ein Werthstück früheren Glanzes, der nur noch bei besondern Veranlassungen im Costüme der Vergangenheit auftrat, ging dann in kerzengerader Haltung voran, stellte sich neben der Flügelthür, auf, die zum Empfangssalon führte, riß die Thür auf und rief mit theatralischem Pathos: „Marquis d'Etérais!"

Ein Spottlächeln eigener Art umzuckte die Lippen des Marquis, als er darauf gewürdigt wurde zum Herrn von Ettershaiden eintreten zu dürfen, der ihm bis zur Mitte des Zimmers entgegenschritt.

Jetzt standen sich die Herren gegenüber. Der alte Herr, größer und von stattlich-würdiger Haltung, repräsentirte den Hofmann eines alten Regime's — der Marquis aber sah einem Hofmanne gar nicht gleich. Herr von Ettershaiden, augenscheinlich sehr verwundert über die Prunklosigkeit und Einfachheit eines Mannes, der aus der Sphäre des prachtliebenden Jerome kam, wartete mit einiger Spannung auf die Eröffnung des Gespräches, nachdem die erste stumme Begrüßung mit der Einladung, Platz zu nehmen, vorüber war. Der Marquis begann sogleich mit festem, gleichgültigen Tone:

„Ich darf mich doch der Hoffnung hingeben, Sie mit meinem Besuche nicht zu belästigen, Herr Oberhofjägermeister.“

Der alte Herr betrachtete ihn einen Augenblick mit stummem Erstaunen. Er hatte nicht erwartet, daß sich ein Höfling der westphälischen Monarchie herablassen werde deutsch zu reden, und zwar ein so reines und richtiges Deutsch, als hätte er von Jugend auf nichts anderes gesprochen. „Es kann mir nur eine Ehre sein, den Herrn Marquis empfangen zu dürfen,“ erwiederte er mit Würde, aber weit günstiger für den Besucher gestimmt, der nicht anmaßend genug war, um in einem deutschen Schlosse mit der Sprache des fremdländischen Herrschers aufzutreten.

„Mich führt eine ganz absonderliche Angelegenheit zu Ihnen, Herr von Ettershaiden,“ sprach der Marquis in demselben Tone weiter, nachdem er, mit einiger Ceremonie, einen Platz im Lehnsessel gewählt und den alten Herrn gleichsam gezwungen hatte, sich auf den Divan zu setzen.

Herr von Ettershaiden neigte, leicht lächelnd, sein ehrwürdig Haupt.

„Um diese Angelegenheit richtig einleiten zu können, muß ich Ihnen eine Frage vorlegen, die in's politische Gebiet überzuschweifen scheint, in Wahrheit aber weder

Ihr politisches Bekenntniß, noch eine politische Meinung im Allgemeinen hervorrufen soll."

Herr von Ettershaiden machte große Augen. Was hatte das Engagement seiner Gemahlin mit der Politik zu thun? Er sah dem Ambassadeur, den er sich, beiläufig gesagt, nicht so jung gedacht hatte, erwartungsvoll in's Gesicht.

„Meine Frage betrifft die Ettershaider Burg," fuhr der Marquis schneller sprechend fort. „Ich wünsche eine ehrliche und durchaus offenherzige Antwort darüber, indem ich Sie frage, ob Sie sich mit der willkürlichen Trennung des alten Stammsitzes vom Dorfe, die durch Unkenntniß des Terrains entstanden ist, einverstanden erklären und sich Ihrer Rechte daran, zu Gunsten des Königs von Westphalen, vollständig begeben haben!"

Herr von Ettershaiden zuckte die Achseln, wiegte bedächtig sein schneeweißes Haupt und sagte mit großer Gelassenheit:

„Ich begreife nicht recht, warum ich über einen Umstand sprechen soll, den ich mit aller Offenherzigkeit meiner Meinung nicht ändern kann. Es liegt in der Macht der Usurpation, Besitzthümer festzuhalten, nachdem man sich das Recht der Verfügung dazu erobert hat. Ob ich mich meiner Rechte auf diese alte Burg entschlagen wolle, danach fragte Niemand, als man im Begriffe war, sie mir streitig zu machen. Damals hätte

ich wahrscheinlich Einspruch gethan — jetzt würde dies lächerlich erscheinen, denn sie ist das Eigenthum des Königs von Westphalen in eben dem Maaße geworden, wie sein ganzes Reich sein Eigenthum genannt werden kann."

„Sie meinen damit, bis auf den Punkt, wo dies Reich eben so rasch in Trümmern zerfallen kann, wie es vor fünf Jahren entstanden ist," fügte der Marquis sehr kaltsinnig ein.

„Solche Ereignisse vorher zu besprechen wäre, wenn nicht unbesonnen, so doch unpolitisch!" —

„Bei dieser Zurückhaltung würde ich jedoch nicht zum Zwecke meines Besuches kommen, Herr von Ettershaiden. Sie erlauben mir also, daß ich die Politesse und die Politik bei Seite setze und gerad heraus frage unter welchen Bedingungen würden Sie sich bereit erklären, eine Besitzergreifung der Burg zu sanctioniren und für alle Fälle, selbst wenn die Königsmacht Jerome's in Trümmern zusammenstürzte, zu respectiren?"

Herr von Ettershaiden strich mit einer Miene über seine Stirn, als wolle er damit andeuten, daß er diese Frage ganz unbegreiflich fände.

„Es thut mir leid, Ihnen antworten zu müssen, daß ich darüber gar nicht entscheiden kann," erwiederte er ernster und gemessener noch, als bisher. „Es steht mir nicht zu, ein Haus und sei es noch so alt und ver-

wittert, durch meine Handlungsweise zu veräußern, wenn dies Haus zu einer Lehnbesitzung gehört. Nehmen kann mir eine größere Macht dies Haus, aber bewilligen darf ich diese Besitznahme nicht, denn es beeinträchtigt entweder meine Lehnsvettern oder, wenn diese nicht mehr vorhanden sind, wie leider im Ettershaider Geschlechte, den Staat, dem das Lehn nach dem Aussterben des Stammes zufällt."

Ein Schatten flog bei diesen Worten über das Gesicht des Marquis, ein Schatten stolzer Verachtung, und seine Stimme, so klangreich und weich sonst, hatte einen Ausdruck unbarmherzigen Hohnes, als er sagte: „Ah so —! Seit Ihre Söhne todt sind, stehen Sie als der Letzte des Stammes Ettershaiden auf der Welt?"

„Sagen Sie, als der letzte Lehnberechtigte des Stammes Ettershaiden," sprach der alte Herr würdevoll. „Es leben noch Mehrere des Namens, die ihre Abstammung leicht nachweisen könnten — es leben sogar noch diejenigen, welche als Descendenten den begründetsten Anspruch hätten, wenn diese Zweige des Stammes nicht den bestehenden Familiengesetzen getrotzt und durch Mesalliancen ihr Recht auf das Lehn verloren hätten."

„Veralteter Kram, mein lieber Herr von Ettershaiden," warf der Marquis spöttisch hin.

„Möglich, daß man die ehrwürdigen Familienge-

setze der Vorzeit so nennen kann, allein so lange sie gültig sind, haben wir kein Recht dagegen zu handeln."

„Freiere Weltanschauungen müßten sie von selbst auslöschen!" entgegnete der Marquis.

„Was mit dem Siegel des Lehnsherrn geheiligt ist, darf nicht durch die Willkür des Belehnten vernichtet werden."

„Nun so lassen Sie es stehen bis in die Ewigkeit hinein!" rief der Marquis leichtfertig. „Sie erlauben mir, daß ich Ihnen jetzt den Grund meiner Anfrage deutlich mache."

„Ich glaube ihn schon erkannt zu haben!"

„Um so besser! Ein Scherz, eine Laune voll Huld und Uebermuth gab dem Könige von Westphalen Veranlassung mir die Burg Ettershaiden, die Se. Majestät mit dem Ehrentitel: „Ein altes deutsches Eulennest" bezeichnete, zu schenken. Aber ich habe fest beschlossen, mich nicht eher als Besitzer dieses alten Gebäudes zu betrachten, bis mir der fernere Besitz garantirt wird. Was für Schritte muß ich thun, um dies zu erreichen? Ich will rechtmäßig Eigenthümer der Ettershaider Burg werden, damit man nicht mir, oder meinen Nachkommen," schaltete er lachend ein, nachsagen kann: ich hätte das Recht des Besitzes erschlichen. Durch Documente soll diese Burg mir überantwortet werden und nicht auf das leichte Scherzwort eines Königs hin, der

sein Recht daran nur dem Zufalle verdankt. Sie stehen an der Gränze des Lebens, Herr von Ettershaiden, Ihnen kann es bei den vorwaltenden Familienverhältnissen ganz gleich sein, ob die alte Burg an den Staat fällt, dem sie zu nichts nützen kann oder ob sie mir überantwortet wird. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, nichts gegen die Unterhandlungen einzuwenden, die ich unter dem Schutze des Königs von Westphalen mit der preußischen Regierung anzuknüpfen gedenke, so wird es mir sicherlich gelingen, meine Wünsche dieserhalb zu verwirklichen."

Herr von Ettershaiden sah dem lebhaft erregten jungen Manne fest in's Auge. Die Frage, welche in diesem prüfenden Blicke lag, mißdeutend, setzte der Marquis sogleich hinzu:

„Was Sie auch denken mögen, mein Herr, so viel werden Sie doch begreifen, daß mich Habsucht und Eigennutz nicht bei meinem Verlangen leitet. Bei der Geldnoth, die jetzt im Lande Westphalen herrscht und die täglich wachsen wird, je näher der Zeitpunkt rückt, wo die dringend befohlene Vergrößerung des Heeres alle Mittel in Anspruch nimmt, würde es doch ein Leichtes sein, eines der schönen Staatsgüter zu erstehen, die jetzt verschleudert werden. Aber es sei ferne von mir, aus solchen Calamitäten Vortheil zu ziehen — es würde mein Gewissen beschweren, durch dergleichen Speculatio-

nen meine Weltstellung zu verbessern.“ — Er brach ab und stand hastig auf. Der alte Herr folgte seinem Beispiele. Er hatte mit Erstaunen dem Erguß dieser Seelenstimmung gelauscht.

„Sie sind kein Kind Frankreichs!“ sagte er leise und gütig.

„Davon später!“ war die herbe, kurze Antwort des Marquis.

„Wollen Sie mir Ihr Vertrauen nicht ganz schenken, nachdem Sie mir so viel verrathen haben?“ fuhr Ettershaiden in demselben gütigen Tone fort.

„Was ich verrathen habe, ist zu wenig, um die Meinung zu rechtfertigen, daß ich kein Kind Frankreichs bin. Sie werden früh genug aus den von mir gewünschten Unterhandlungen erfahren, wer ich bin und woher ich stamme. Nach Erfahrungen meiner Jugend sind diese Aufklärungen nicht geeignet, die Liebe gewisser Menschen zu wecken, welche alte Satzungen über die Humanität zu stellen gewohnt sind. Wollen Sie mir eine unverdiente Güte erweisen, so arbeiten Sie meinem Plane nicht entgegen, sondern unterstützen Sie denselben.“

„Ich verspreche dies, aber nicht unbedingt, Herr Marquis,“ antwortete Herr von Ettershaiden, mit wiederkehrender Zurückhaltung. „Nach einem Briefe des Fräulein Bianca von Wangera, einer Verwandtin mei-

ner Frau, soll der älteste Sohn des Obersten von Ettershaiden, Arnulf, plötzlich aus dem Dunkel der Vergessenheit aufgetaucht sein und sich nach der Wahrheit des Gerüchtes erkundigt haben, ob durch den Tod wirklich die Sprößlinge meines Stammes vernichtet seien. Dieser Arnulf von Ettershaiden ist Jurist und es ist anzunehmen, daß seine Nachfrage nicht ohne Grund geschehen ist, noch dazu, da er sich in sehr bedenklichen Vermögensverhältnissen befinden soll."

Der alte Herr hatte so eifrig gesprochen und sich mit so ausschließlicher Aufmerksamkeit dem Gegenstande seines Gespräches hingegeben, daß ihm entgangen war, welchen Eindruck diese letzte Mittheilung auf den Marquis gemacht hatte. Ihm fiel nicht ein, die zitternde Unruhe, welche er nun in dem ganzen Wesen des Marquis gewahrte, als eine Wirkung derselben zu betrachten und er beobachtete mit einigem Erstaunen den schnellen Farbenwechsel desselben, so wie das ganz veränderte Mienenspiel.

„Beunruhigen Sie sich deshalb nicht allzusehr," sprach er beschwichtigend, „so viel mir vom Charakter dieses Arnulf von Ettershaiden bekannt geworden ist, so haben Sie keinen Rivalen in ihm zu fürchten, denn er ist nie ein Freund von Ruinen und Eulennestern, wohl aber ein Freund von Glanz, Pracht und Ueppigkeit gewesen. Diese Neigungen sollen ihn sogar zu einer Hei-

rath höchst sonderbarer Art verleitet haben, welche aber durch den Tod der Frau glücklicherweise in ihren Folgen vernichtet worden ist."

Bis dahin hatte der Marquis, wie in halber Geistesabwesenheit, dagestanden und zugehört. Nach und nach kehrte seine Fassung zurück und er fragte, so ruhig er konnte: „Wo lebt Arnulf von Ettershaiden?"

„In Magdeburg soll er leben, aber er hat den Justizdienst quittirt, weil es seinem stolzen Geiste fürchterlich war, unter französisch- westphälischer Herrschaft Recht zu sprechen!"

Ein bitteres, hohnvolles Lächeln entstellte momentan die schönen Züge des Marquis d'Etérais und er antwortete mit scharfer Betonung. „Er weiß wohl nicht, was Hunger ist! Wenn dem Hungernden ein Stück Brod gereicht wird, so verliert er seine Zeit nicht damit, die Hand, die sich ihm wohlthätig entgegenstreckt, zu prüfen, ob sie wohl rein genug ist."

Der alte Herr bereuete sich vergessen zu haben. Diese Worte gossen ein neues Licht über den Charakter des Marquis, der jedenfalls im Gesichte des Patriotismus eine Verletzung der schuldigen Ehrfurcht gegen Napoleon darin gefunden hatte. Es that ihm leid ihn gereizt zu haben, deshalb entgegnete er gütig:

„Ich werde Veranlassung nehmen, an Arnulf zu schreiben und ihn auf Ihre Wünsche aufmerksam machen,

im Falle er darauf ausgehen sollte, einen Anspruch auf Ettershaiden zu erheben."

„Thun Sie das nicht!" rief der Marquis. „Mag Jeder seinen Weg verfolgen und es dem Schicksal anheimgeben, wer an's Ziel gelangt."

„Was ich thun kann, Ihr Vertrauen zu rechtfertigen, soll geschehen!" sprach Herr von Ettershaiden verbindlich.

„Die Sache nimmt einen ganz anderen Charakter an nach den Mittheilungen, die Sie mir über das Vorhandensein eines Ettershaiden machten, der, nach der Vernichtung einer veralteten Clausel, gegründete Ansprüche auf dies Schloß und seine Umgebungen hat. Ich wünsche aber keine Privatverhandlungen mit diesem Manne und auch keine Privatmittheilungen. Was er davon wissen muß, mag er aus den notariellen Anträgen erfahren. Meine Wünsche kennen Sie. Was an Entschädigung für die Burg liquidirt werden sollte, bezahle ich ohne Weigerung. Ich hoffe in kürzester Frist als Besitzer in der Burg hausen zu können — alles Andere später!"

Er neigte sich kurz und kühl, aber dennoch mit einer unverkennbaren Achtung vor dem alten Herrn, der mit Theilnahme auf den jungen Fremdling blickte und ihm herzlich die Hand entgegenstreckte, als er sagte:

„Sie wollen doch damit nicht andeuten, daß Sie, der Günstling des zur Zeit mächtigsten Mannes, aus dem vol-

len Glanze seiner Gunst zurücktreten wollen, um hier, als Philosoph, die Einsamkeit eines alten deutschen Eulennestes zu versuchen?"

„Sie wissen nicht, Sie können es nicht wissen, weil Sie nie ein Leben voll Selbstopferung geführt haben, was für ein verlockender Gedanke es ist, in weiser Ruhe sich selbst leben zu können," scherzte der Marquis.

„Warum aber in der alten Burg? Was für eine Bedeutung hat diese alte Burg für Sie?"

Der Marquis lächelte, aber es lag Wehmuth in diesem Lächeln, womit er sprach: „Davon später!" Er drückte flüchtig die Hand Ettershaidens und verließ das Zimmer so rasch, daß dieser ihm nicht zu folgen vermochte.

Sinnend blieb der alte Herr stehen und horchte dem Geräusche des fortrollenden Wagens. Was seine Seele beschäftigte, wußte er eigentlich nicht, aber es war ein Gemisch von Gefühlen in ihm, wie er sie lange entbehrt hatte. Wie ein Sonnenstrahl, durch die kleinsten Fugen eines düstern Raumes dringend, diesen erhellen und ihm die peinliche Düsternheit nehmen kann, so hatte der Besuch eines Mannes auf ihn gewirkt, der in gar keiner Beziehung zu seinem umdüsterten Leben stand. Er begriff dies nicht, da weder Worte freundlicher Anerkennung, noch Beweise von Wohlwollen angewendet waren, um seine Gunst zu wecken. Was fesselte also seine Gedanken an den Marquis? Was erregte ein so lebhaftes Wohlwollen in ihm,

daß er darüber nachsann, wie seinen Wünschen zu willfahren sein möchte?

Der geräuschvolle Eintritt der Frau von Ettershaiden weckte ihn aus dem angenehmen Sinnen und Träumen. Sie rauschte wie ein Pfau an ihn heran und fragte herrisch und heftig: „Der Marquis fährt fort —? Wie soll ich das deuten, mein Theuerster?"

Der alte Herr sah sie zerstreut und frostig lächelnd an.

„Sie haben also, gleich einem Barbaren, ohne Rücksicht auf meine Wünsche die fragliche Sache entschieden?"

„So weit mir das Recht zustand, zu entscheiden, habe ich allerdings entschieden," entgegnete Ettershaiden, langsam das Zimmer durchschreitend, eine Gewohnheit, der er besonders nachgab, wenn stürmische Auftritte zu fürchten waren.

„Sie haben gar keine Rechte in dieser Angelegenheit zu vertreten!" rief die Dame heftig. Ettershaiden gedachte jetzt erst wieder der schmeichelhaften Vermuthungen, die seine Gattin in Bezug auf den Besuch des Marquis gehegt hatte. Belustigt von den falschen Voraussetzungen derselben ließ er seinem Hange zur Satyre den Zügel schießen und antwortete: „Sie werden sich nach einem anderen Vertreter Ihrer Wünsche umsehen müssen, meine Theuere, denn der Marquis scheint eher ein Verehrer alter Burgen als alter Frauen zu sein. Für heute

wenigstens hatte er für nichts Anderes Sinn, als für die Burg Ettershaiden, die ihm vom Könige Jerome geschenkt ist! Ein sonderbares Qui pro quo — Sie oder die alte Burg!" Er lachte vor sich hin und schritt weiter, ohne die Zorneswellen zu beachten, die seine getäuschte Gemahlin ihrer Fassung beraubten.

Endlich, nach einem langen, peinlichen Stillschweigen, in welchem sie vergeblich mit ihrem Zorne gekämpft hatte, schritt sie lebhafter, als es die Regeln der Grazie eigentlich erlaubten, ihrem Gemahle nach, zwang ihn durch das Ergreifen seiner Hand still zu stehen und sagte mit einem Ausdrucke, als hinge ihr eigenes Glück an dem Besitze dieses alten Gemäuers: „Sie sind doch nicht etwa Willens, diesen Ansprüchen zu weichen und die Burg für immer von dem Gute Ettershaiden trennen zu lassen?"

„Was kann ich dagegen thun, Theuerste?" antwortete Ettershaiden ganz gemüthlich.

„Warum haben Sie nicht längst Ihre Rechte daran durch die preußische Regierung geltend gemacht?" eiferte sie.

„Weil mir nichts an dem düstern, unheimlichen Hause lag und weil ich im Grunde meines Herzens die Ueberzeugung hege, daß Gott der Allmächtige dieses Reich Westphalen wieder vernichten werde, wodurch natürlich dergleichen Gränzstreitigkeiten wegfallen."

„Sie hegen sonderbare Hoffnungen," schaltete ie Dame mißvergnügt ein.

„O, die Sterne der Hoffnung sind unsere einzigen Tröster, wenn die Wolken des Elends unseren Lebenshorizont umlagern, meine Theuere! Je düster die Nebel zusammenziehen, desto verlangender schauen wir nach solchen Sternen aus.“

„Die Vorsehung, die Sie Gott nennen, wird Ihre Hoffnungen stürzen,“ meinte sie verächtlich. —

„Es sitzen die Götter der Vorsehung oft lange zu Gericht, ehe sie zur Vernichtung schreiten!“ —

„Sie gefallen sich in Hyperbeln! Ich halte eine solche gefahrdrohende Gerechtigkeit Gottes durchaus nicht für nöthig. Oswald scheint Sie anzustecken mit seinen patriotischen Klageliedern. Wer sich mit trotziger Bitterkeit gegen die Vorzüge einer Weltumwälzung verschließt, dem ist nicht zu rathen und zu helfen.“

„Wo suchen Sie denn diese gerühmten Vorzüge, Theuerste?“ fragte der alte Herr, plötzlich vor seiner Gattin stehen bleibend. Ein halb verlegenes, halb geringschätzendes Lachen war zuerst ihre Antwort, dann sprach sie mit spöttischer Feierlichkeit:

„Sie erlauben, daß ich Sie auf den Ausspruch der seligen Königin Luise verweise, die nach dem Einzuge der Franzosen in ihr eigenes Reich sagte: man müsse den Fingerzeig Gottes in den Erfolgen Napoleons anerkennen; die alte Ordnung habe sich überlebt und müsse durch eine

gewaltige Kraft gestürzt werden, um neuen, freieren Zuständen Platz zu machen."

„Ganz richtig!" fiel Ettershaiden mit edlem Eifer ein und die Erinnerung an die Monarchin, die das Unglück ihres Landes mit ihrem Leben bezahlt hatte, färbte sein altes Gesicht mit dem Zauber der Begeisterung: „Ganz richtig, die Königin beurtheilte mit seltener Einsicht und Klugheit die Gebrechen der Zeit und die Fehler der Staatsverwaltung, aber ihr frommer Sinn nahm nur geduldig die Lehren hin, die das Geschick ihr durch die Person Napoleons ertheilen ließ. Sie war weit davon entfernt, Vorzüge zu verkennen, die sich auf die Herrschaft Napoleons bezogen, sie hielt ihn nur für das Werkzeug in der Hand Gottes, erklärte aber, streng unterscheidend, für eine Lästerung, wenn man behaupten wolle, Gott sei mit ihm."

„Es wird dem großen Napoleon ziemlich gleich sein, ob er unter Gottes Beistand seine Siege erfochten hat," antwortete die Dame spöttelnd. „Er hat sie erfochten und er wird die Herrschaft der Gewalt ohne Gottes Schutz befestigen."

„Freveln Sie nicht!" rief Herr von Ettershaiden empört. „Es wird eine Zeit kommen, die Ihnen die Ueberzeugung beibringt, daß nur Wahrheit und Gerechtigkeit des Höchsten Schutz beanspruchen darf und der Kaiser der Franzosen weder von Wahrheit, noch Gerechtigkeit etwas

weiß. Er handelt nach den Eingebungen eines ungemessenen Ehrgeizes, ist von seinem Glücke verblendet, verliert die Kraft, Maß und Ziel zu halten und stürzt dadurch das ein, was er, mit dem Uebermuthe des Siegers, als unerschütterlich fest ansieht."

„Dazu ist der große Mann zu schlau, zu vorsichtig und zu politisch erfahren!" wendete Frau von Ettershaiden nachlässig ein. „Eine Weltherrschaft schaffen zu können, ist schwerer, als sie zu halten und sollten sich auch Tausende von kleinen Geistern, wie Oswald, daran versuchen, die Macht Napoleons zu brechen, so wird er es lachend zu vereiteln wissen."

„Und ich erwiedere Ihnen, eine Weltherrschaft halten zu können, dazu gehört der Beistand eines höheren Wesens, um nach seinen Gesetzen den Geist zum großen Werke läutern und die Neigungen und Begierden zügeln zu helfen, welche die Sicherheit der Herrschaft bedrohen."

„Wir werden ja sehen, daß sich Alles der neuen Weltordnung fügen lernt," entgegnete die Dame. „Was uns Annehmlichkeiten verspricht, lernen wir bald lieben!"

„Ist das eine Erfahrung aus Deinem Leben, Bella?" fragte Ettershaiden zum Tone der Vertraulichkeit übergehend. Sie erröthete unter der Schminke und sprach leichthin:

„Vielleicht! Wagen Sie es mit mir, Ottomar, versuchen Sie die Freuden des Kasseler Hofes und ich wette,

Sie sind in kurzer Zeit mit Allem ausgesöhnt, was Sie jetzt widerwillig betrachteten."

„Sie irren sich Bella! Mir steht nichts zur Seite, was mich mit dem dortigen Leben aussöhnen könnte. Sie haben im Sinne, im Glanze des etwas fremdartigen Weltlebens dort, die Macht Ihres Ich's zu erproben und ich? Nun mich verlangt nach Frieden! Mein Herz ist müde und verlangt eine ruhige Behaglichkeit, wie sie in einer Häuslichkeit zu finden ist, welche nicht vom Sturme böser Laune heimgesucht wird. Ich hätte früher bedenken sollen, daß sich unsere Wege einst ganz naturgemäß scheiden würden. Sie standen im Frühlingsschmucke der ersten Blüthe, als ich, an der Gränze des Herbstes angekommen, mit dem Wahnsinne ungezügelter Leidenschaft um Ihre Liebe warb." Er war verstummt, von dem Rückblicke in jene zauberisch schöne Zeit tief ergriffen auf einige Momente und schritt lebhaft durch's Zimmer. Frau von Ettershaiden lehnte sich, ein klein wenig gelangweilt, auf die Rücklehne eines hohen Sessels.

„Ich will nicht behaupten, daß es mich reuet, Dir mein Herz so ganz ausschließlich geweihet zu haben," begann Ettershaiden wieder, und seine feste, klangvolle Stimme wankte noch unter den Schwingungen der Gemüthsregung. „Nein Bella — ich bereue nichts davon, denn ich war glücklich in meiner Liebe, glücklich in der Hingebung, die Du mir weiheteſt. Aber ich trage, trotz-

dem ich nichts bereue, meine jetzigen Erfahrungen, als eine schwere Buße, aber klage mehr mich, als Dich an."

„Im Grunde sind diese Anklagen ganz unnütz," fiel die Dame ein. „Ein wenig Biegsamkeit des Charakters würde Alles ausgleichen können!"

„In solchen Fällen ist Biegsamkeit des Charakters nichts Anderes, als Schwäche!"

„Schwäche harmonirt besser mit dem Alter, als Starrsinn!"

„Schwäche, welche die Ehrenhaftigkeit beeinträchtigt, ist verächtlich!"

„Nun, dann mögen Sie die Schwäche ‚Gefälligkeit' nennen!"

„Und wenn mein König und Herr vor mir stände und mich fragte: Ettershaiden, wie konntest Du Dich durch ‚Schwäche' (oder wie Du meinst) ‚durch Gefälligkeit gegen Deine Frau' zu einem Schritte verleiten lassen, der mir den Schmerz bereitet, der Treuesten Einen vom Hofe Preußens an das Hoflager dessen übergehen zu sehen, welcher mich gedemüthigt und beraubt hat? Nun Bella? Was könnte ich meinem Könige und Herrn darauf antworten?"

„A bah! Sie verirren sich stets in patriotische Jeremiaden, wenn man mit Ihnen vernünftig reden will," sprach die Dame ausweichend.

Ettershaiden, der mit vollem Herzen gesprochen

und eine solche Antwort nicht erwartet hatte, verließ, ohne weiter ein Wort zu sagen, den Empfangssalon und verfügte sich in den Garten, als müsse er Gottes freie Luft athmen, um nicht an der Frivolität seiner Gattin zu ersticken. Einigermaßen beschämt zog die Dame sich in ihr Boudoir zurück und wenn sie nicht noch allzufest in den Fesseln ihrer Selbstsucht geschmiedet gewesen wäre, so hätte diese erste Regung ihres Gemüthes gute Folgen haben können.

Schnell durchschritt während dessen der alte Herr die Boskets und bog in den anmuthigen Laubgang ein, der zu dem Parke führte. Hier erst mäßigte er seinen Schritt und ging langsamer unter den rauschenden Bäumen fort, die ihm Frühlingsahnungen zuzuflüstern schienen.

Die heilige Einsamkeit um ihn her regte ihn auf, statt ihn zu beschwichtigen. Es war ein Hauch der Ewigkeit in dem Murmeln und Lispeln, das aus dem Laube hervordrang — es war ein Geisterwesen, das die Blätter der Bäume und Sträucher leicht bewegte. Wie eine Mahnung traf der Gesang der Vögel sein Herz. Hier hatte er seinen Söhnen, als sie noch kleine Knaben waren, gelehrt, die kleinen gefiederten Sänger am Tone zu unterscheiden.

Ein leises Weh, der Sehnsucht gleich, durchrieselte ihn. Seine Söhne waren ihm vorangegangen in

die Ewigkeit — ob er sie wiedersehen würde? Ob Gott in seiner Weisheit eine Wiedervereinigung nach dem Tode angeordnet hatte?

Bis jetzt hatte Ettershaiden wenig über die Lehren des Christenthumes nachgedacht und im Grunde nie an die göttlichen Hoffnungen geglaubt, zu denen sich der Christ bekennt. Ihn befriedigte der Glaube, daß der Mensch im Grabe vergehe und nur sein Andenken auf der Erde das Unsterbliche an ihm sei. Zum ersten Male ergriff ihn der Gedanke an dies spurlose Verschwinden eines Wesens, das eine Spanne Zeit auf der Erde gewirkt hatte, mit tiefem, schauderndem Unbehagen. Im Grabe ruhend, aller Erdenherrlichkeit entkleidet — wer würde seiner freundlich gedenken, da er Niemand in der großen weiten Welt mit inniger Theilnahme umschlossen hatte? Das Wesen, das er feurig geliebt, wendete schon jetzt den Blick kaltsinnig von ihm, wenig geneigt, mit sanftem Mitgefühl und zartem Erbarmen die Gebrechlichkeiten zu ehren, die sein Alter mit sich brachte. Von ihr, von seiner Gattin, von der Gefährtin seines irdischen Daseins konnte er nicht hoffen in frommer Andacht gefeiert zu werden, wenn sein Auge zur ewigen Ruhe sich schloß.

Im Verkehre der großen Welt schließen sich die Bande der Freundschaft nicht fest. Man ist mit Allen denen gut Freund, die nicht gerade in Opposition zum

geselligen Cirkel stehen. Ettershaiden hatte niemals das Verlangen gefühlt einen Freund zu haben, dem er in fester Liebe das an's Herz legen könne, was ihn betrübte. Aber in der Einsamkeit dieser Stunde, unter den unruhigen Betrachtungen über die Vergänglichkeit des Lebens regte sich der Wunsch, in treuer Freundschaft Trost suchen zu können. Er sah sich im Geiste um nach einer verwandten Seele — trostlos sank sein Blick! Er wußte Niemand in der großen, weiten Welt, der sich ihm mit Herzlichkeit gewidmet hätte.

Gebeugt unter der Last des Bekenntnisses, daß er schon auf der Erde aus aller Gemeinschaft mit den Lebendigen getreten sei, daß sein Tod von keinem Menschen betrauert, daß er spurlos und unbeklagt vergehen werden würde, daß er aber sein Schicksal verdient habe, weil er kühl, schroff und abgeschlossen seinen Weg durch's Erdenleben gewandert sei, gebeugt unter der Last dieses Bekenntnisses, welches seine stolze Selbstgenügsamkeit zu Boden warf, erschien ihm sein Dasein so werthlos, so völlig unnütz und freudlos, daß er sich mit bitterer Empfindung einem wandelnden Gespenste verglich, mehr zur Furcht, als zur Freude der Menschheit erschaffen.

Aus diesen Träumen, die wahrlich nicht beneidenswerth waren, weckte ihn ein liebliches Lachen, ein heiteres Sprechen. Er blieb stehen. Wie ein Erwachender sah er um sich. Mein Gott, er lebte ja noch! In rüstiger

Geistes- und Körperkraft schritt er noch dahin — sollte es denn unmöglich sein, die Schleier des Mißmuthes zu heben und in neuer Thatkraft eine neue Bahn zu einem stillen, befriedigenden Leben zu finden? Wieder ertönten die lieblichen Stimmen. Er wußte, daß es seine Pflegetöchter waren, die da lachten und schäkerten, die mit ihrem Frohsinne den Park belebten, aber dennoch nahm er diese Menschenstimmen für die der Engel aus Himmelshöhen, die ihn zu belehren kamen, daß er noch viel zu säen und viel zu ernten habe auf Erden, wenn er es nur richtig anfangen wolle. Eine seltsame Beschwichtigung floß über sein verwundetes Herz. Sein Pfad war nicht so einsam, wie er im schweren Traume angenommen hatte. Zwei junge Seelen waren seiner Pflege anvertraut, zwei Blüthen, aus verschiedenem Boden, aber beide darnach, das Entzücken seines Herzens zu werden, wenn er sie in Seelengüte an sich zog und ihre Freuden mit den seinigen mischte.

Noch eben dem wirklichen Leben weit entrückt und im Geiste elend, einsam nnd jeder Lebenslust bar, umfing ihn jetzt, mit der Erkenntniß seiner Vaterpflicht für die verlassenen Waisen, ein Zauber, welcher tiefe Quellen des Trostes in sich barg. Dieser süße, geheimnißvolle Zauber war über ihn gekommen beim bloßen Klange holder Menschenstimmen. So mußte das Gefühl der Mutter sein, die beim ersten Laute ihres neu-

geborenen Kindes die vielen grausamen Schmerzen gering anschlägt, die sie bis dahin getragen. Ettershaiden dachte dergleichen und lächelte. Dies Lächeln blieb auf seinem Gesichte stehen, wie ein Widerschein von innern Sonnenstrahlen. Was er Alles im langen Leben eingebüßt hatte, erschien auch ihm gering, als er sich in Betrachtungen versenkte, die seine Fähigkeit erwogen „glücklich machen und glücklich werden zu können." Alles wurde von dem Lichte des Gedankens überstrahlt, daß er noch schaffen, wirken, handeln und athmen könne sich und Andern zum Nutzen und zur Freude.

Und war dann sein Sterben so traurig, so öde, so verkümmert von der Gleichgültigkeit derer, die an seinem Sterbelager stehen mußten der Welt und ihrer Pflichten halber? O, sein Blick hob sich und seine Brust erweiterte sich unter mächtigen Athemzügen, denn eine innere Stimme antwortete laut und feierlich auf die stumme Frage und sie verhieß ihm die Liebe der kindlichen Mädchenherzen, wenn er mit Vaterliebe seine Arme öffnen und die Schranken der Würde uud des streng geforderten Respectes niederreißen wolle.

Ein schönes, reiches Feld zur Thätigkeit eröffnete sich vor den Blicken des Mannes, welcher im Hofleben das reine Wohlwollen für die Geschöpfe Gottes verlernt hatte, um es im späten Alter als einen Rettungsanker zu ergreifen, als er im Wirbel des Trübsinnes zu versin-

ken drohete. Die Erschütterungen seines Gemüthes waren ihm zur Wohlthat geworden. Sie hatten das Bewußtsein in ihm geweckt, daß das Leben des Menschen zu beklagen sei, dessen Tod nicht beklagt und beweint werde.

# V. Capitel.

## Zwei Waisen.

Flüchtig wie ein Reh war das junge Mädchen, welches der Frau von Ettershaiden als Vorleserin gedient hatte, nach dem Garten hinausgeeilt und war alsbald in dem Laubgange verschwunden, der zum Parke mit seinen Schlangenwindungen führte. Sie erreichte sehr bald einen Rasenplatz, in dessen Mitte ein Kastanienbaum seine Aeste so breit ausstreckte, um einem hübschen Ruhesitze hinreichenden Schatten zu gewähren.

Unter dieser Kastanie saß ein zweites junges Mädchen, das sich überrascht von ihrem Sitze erhob, als die Vorleserin mit einem heitern Zuruf aus dem schmalen Buschgange daherstürmte und sogleich ihre Arme um den Hals ihrer Freundin schlang. Liebreich umfing

diese das athemlose Mädchen und fragte mit sanfter, höchst wohllautender Stimme: „Schon fertig, Fides?“

„Nicht fertig, Melitta — nicht fertig, aber in Gnaden entlassen vom gestrengen Herrn Vormund, weil ein Besuch angemeldet ist!“

„Wer kommt denn?“ forschte Melitta ohne besondere Neugier.

„Das weiß ich nicht! Ich hörte nur beiläufig, daß ein Courier dagewesen sei! Wenn nur immer Besuch kommen wollte, dann brauchte ich doch nicht zu lesen, rief das junge Mädchen mit komischem Eifer. Melitta lachte und strich schmeichelnd über ihr heißes Gesicht.

„Die Tante meint's gut, daß sie Dich französisch lesen läßt,“ sprach sie beschwichtigend.

„Meinst Du?“ fragte Fides schelmisch.

„Freilich! Es ist ja möglich, daß Du französisch sprechen mußt, wenn Du älter wirst und in spätern Jahren lernt es sich schwer!“

„Wie weise!“ antwortete Fides neckisch, die Arme über einander kreuzend. Melitta sah sie an und war im Begriff, etwas Ernstes zu erwiedern, kam aber nicht dazu, sondern brach in ein helles Gelächter aus, als sie gewahrte, daß das übermüthige Mädchen ein Gesicht machte, wie sie es ihrem gestrengen Herrn Vormund abgelauscht haben mochte.

„Du lachst!“ sprach die kleine Schauspielerin und

hob gravitätisch ihr Köpfchen. „Mir ist sehr ernst zu Muthe, denn ich weiß, daß ich nur französisch lesen muß, wenn die gnädige Frau von Ettershaiden böser Laune ist und leider ist sie dies sehr oft in letzter Zeit, also muß ich leider auch oft französisch lesen. Gott bessere es!“

Melitta mußte wohl einsehen, daß diese Behauptung wahr sei. Sie antwortete zwar nicht, schaute aber mit besonders mitleidigem Blicke ihrer Gefährtin in's Auge und lächelte recht trostvoll. Fides veränderte augenblicklich ihr Mienenspiel. Hell, fröhlich, keck und zuversichtlich leuchtete es in ihrem Blicke auf, als sie jetzt rundum sah und ausrief: „Wenn ich erst immer wieder bei Dir bin, dann weiß ich nichts mehr von den bösen Launen Deiner gnädigen Tante! Komm' Melitta — laß uns Dotterblumen pflücken und Kränze winden! Sieh nur, wie blitzvoll der Rasen steht — auch rosenrothe Gänseblümchen und Kukuksblumen giebt's in Menge! Komm'!“ Sie sprang auf, riß Melitta, die sich ehrbar etwas sträubte, auf das Gras nieder und begann Blumen zu suchen, die sie ihr in den Schooß warf.

Wie die beiden Mädchen im Grase saßen, gaben sie eine allerliebste Gruppe ab. Beide, vom Morgenrothe der Jugend überglühet, sonst aber so verschieden, wie nur zwei Mädchengestalten es jemals sein können. Fides, etwas kleiner und einige Jahre jünger, als Melitta, war blond und blühend — Melitta brünet und blaß. Aus dem

Antlitze der Erstern strahlte eine kecke, frische Lebenskraft, während auf Melitta's bleicher Stirn Ruhe, Sanftmuth und Festigkeit thronte. Der erste Blick auf Fides belehrte den seelenkundigen Beobachter, daß sich in ihrem Innern gute und böse Wallungen beständig jagten, daß sie in diesem Augenblicke zu den größten Opfern bereit sein könne und sie im nächsten Momente bitter bereue.

Weniger sicher war man über Melitta's inneres Leben. Ihr Auge zeigte sich ruhig, aber ausdrucksvoll, ohne in den Fehler zu verfallen, der Fides' Augen charakterisirte. Ein stilles Feuer blitzte freilich in unbewachten Augenblicken darin auf, doch niemals verrieth sich ihr Zorn oder ihr Entzücken in solchem Grade, wie bei ihrer Freundin. Melitta verstand es schon, die Bewegung ihrer Seele zu dämpfen und die Stürme in ihrem Herzen zu überdecken.

Zwei Jahre zählte sie nur mehr, als Fides, aber ihre größere, etwas festere und vollere Gestalt, so wie der gehaltvolle Ernst ihres Wesens ließen sie um sechs Jahre älter erschienen. Ihre Bildung war gediegener, ihr Verstand gereifter, als man von einem achtzehnjährigen Mädchen erwarten konnte. Sie fügte sich aus Klugheit in die Eigenthümlichkeiten der Verwandten, die sie in einem Anfalle von Gnade und Wohlwollen in ihr Haus aufgenommen hatten und da sie nie ein Wort des Mißfallens, nie ein Wort der Klage hören ließ, so glaubte ihre Umgebung, daß sie sich sehr glücklich in ihren Verhältnissen fühle. Ob sich

nicht tief im Innersten ihres Herzens ein Trost vorfand, der ihr eine baldige Erlösung aus der unerquicklichen Atmosphäre verhieß, worin sie mehr vegetirte, als lebte, darüber konnte natürlich, bei ihrem verschlossenen Wesen, Niemand urtheilen.

Fides hingegen war nicht immer im Stande, den feindlichen Elementen, die ihren Jugendfreuden entgegenwirkten, gehorsam und duldend zu begegnen. Sie trotzte sehr häufig den herzlosen Zurechtweisungen der Frau von Ettershaiden und fand in dem strengen Reglement aller Familienverhältnisse einen unerträglichen Despotismus des Herrn Vormund. Aber mitten in ihrem Zorne konnte sie lächeln, wie ein glückliches Kind, wenn dieser geschmähte Herr Vormund seine Hand auf ihren Kopf legte und ihr zornrothes Gesichtchen mit der andern Hand zu sich emporhob. Die Eigenartigkeit ihres ganzen Charakters sprach sich in diesem schnellen Wechsel aus. Es war eine gewisse heiße Liebesbedürftigkeit in ihrem jungen Herzen, die sich überall, nur nicht bei Melitta, unbeachtet fand. Darüber empört, von dem nicht richtig begriffen zu werden, dem sie im Grunde mit der ganzen Innigkeit eines Kinderherzens anhing, schmolz demnoch diese Empörung im Nu vor der kleinsten Freundlichkeit, welche ihr vom gestrengen Herrn Vormund erzeigt wurde. Melitta, mit feinem Sinn begabt, bemerkte sehr bald, daß Herr von Ettershaiden einen Unterschied zwischen seinen Pflegetöchtern machte und wenn

Fides im brausenden Unwillen behauptete, daß sich Melitta der besondern Gunst der Hausherrin erfreue, so bewies ihr diese, in bündiger Weise, die Vorliebe des Hausherrn für sie.

Fides war später in die Familie des Herrn von Ettershaiden gekommen, als Melitta, die, als die verwaisete Tochter des Legationsrathes von Wangera, einen gewissen Anspruch auf den Schutz des alten Herrn hatte. Ganz anders war es mit Fides. Man kannte weder die Eltern, noch die nähern Verhältnisse dieser kleinen Waise. Sie war eines Tages vom Oberhofjägermeister seiner Gattin als Fides Tyrnau vorgestellt und trotz allen Sträubens der gnädigen Frau, die gegen die kleine Bürgerliche einen starken Widerwillen empfand, der andern Pflegetochter zugesellt. Nach dem vergeblichen Kampfe gegen ihre Aufnahme in die Familie blieb der stolzen Dame kein anderes Hilfsmittel, sich der Gesellschaft des hübschen, trotzigen Bürgerkindes zu entziehen, als dasselbe in die Domestikenstube zu verweisen. Ihre Nerven mußten den Grund dazu herleihen. „Die Lebhaftigkeit der Kleinen mache es ihr unmöglich, sie um sich zu dulden," so lautete ihre tägliche Klage, bis Melitta sich mit frühreifer Energie in's Mittel warf und dem Herrn Onkel die Augen über die Maßregeln seiner Frau öffnete, womit sie sich der ihr aufgedrungenen Pflicht, für die Kleine zu sorgen, entledigt hatte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Melitta von ihrem entrüsteten Oheime, daß ihm Fides von

einer Dame an's Herz gelegt sei, die mit reichen Mitteln ausgestattet, die Aufnahme ihrer Kindes in seine Familie bevorwortet habe, als sie ihn zum Verwalter des bedeutenden Vermögens ernannt und ihm Vaterrechte und Vaterpflichten eingeräumt hätte. Mit edler Zuversicht habe die sterbende Mutter der kleinen Fides Tyrnau sein Ehrenwort entgegengenommen, sorgfältig über das Kind und über das Vermögen des Kindes zu wachen und er wolle mit Hintenansetzung jeder Rücksicht dafür Sorge tragen, daß die Kleine gleich seiner andern Pflegetochter gehalten werde.

Nach dieser Erklärung warf sich Melitta zur Beschützerin ihrer Pflegeschwester auf und duldete nicht, daß sie ihr im Geringsten nachgesetzt wurde. Mit eiserner Beharrlichkeit verwaltete sie dies übernommene Amt und sie entwaffnete dadurch sehr bald die Gehässigkeit der absichtlichen Trennung, welche Frau von Ettershaiden angeordnet hatte. Die beiden Waisen erhielten eine gleiche Erziehung, sie erhielten gleichmäßig vertheilte Rechte und sie liebten sich seit der errungenen Gleichstellung weit inniger, als zuvor.

Im Laufe der Jahre hatte sich im Gerücht über Fides' Herkunft verbreitet, von dem Niemand wußte, wie es entstanden sei. Man theilte sich in vertraulichem Zusammensein mit, daß ein Geheimniß über dieser hübschen Kleinen schwebe, das sich erst bei ihrer Verheirathung lösen werde.

Wurde der alte Herr von Ettershaiden in günstigen Momenten nach der Wahrheit dieses Gerüchtes befragt, so erklärte er mit Freimuth, nichts weiter zu wissen, als daß ein gerichtliches Document über Fides Tyrnau, ihre Abstammung und ihre Ansprüche an das Vermögen betreffend, in dem Archive eines Klosters aufbewahrt werde. Ein einziges Mal hatte er sich von einem gewissen Eifer hinreißen lassen, hinzuzufügen, daß ihm vom Beichtvater der sterbenden Mutter die heilige Versicherung gegeben wäre: nur ein Schwur halte die Dame ab, ihm volles Vertrauen zu schenken.

Von diesen Geheimnissen wußte Fides aber nichts. Sie hatte nur schwankende Erinnerungen aus ihren Kinderjahren. Im siebenten Jahre war sie ihrem Vormunde übergeben. Wo sie gewohnt hatte vor dieser Zeit, wußte sie nicht. Einen Vater hatte sie nie gesehen. Einer Mutter, die sich sehr viel mit ihr beschäftigt, und sie recht zärtlich geliebt habe, erinnerte sie sich bisweilen lebhaft. Aber ganz besonders hatte sich ihrem Gedächtnisse der Tod und das Begräbniß derselben eingeprägt. Es reichten häufig nur ganz geringe Dinge hin, diese Erinnerung in ihr aufzufrischen und dann entrollte sie in glühender Beredsamkeit das ganze, traurige Gemälde aus ihrer Jugendzeit.

„Siehst Du, Melitta," sprach sie auch in dem Momente, wo sie Blumen im Grase pflückte und dabei zufällig den Blick zu dem Blätterdache der schönen Kastanie

emporrichtete, die sich in ihrer vollsten Blüthenpracht befand. Siehst Du, Melitta, es muß doch im Frühlinge gewesen sein, als meine liebe Mama begraben wurde, denn ich erinnere mich, daß ich von meiner Bonne verlangte, sie solle meiner Mama solche Lichtkronen um ihr schwarzes Bett stecken, damit es nicht so traurig aussehe. Grad' vor unserm Fenster blühete ein solcher Kastanienbaum und wenn die Sonne auf seine Blumen schien, dann war mir's immer, als sei das ein großer mächtiger Weihnachtsbaum mit tausend Lichtern besteckt. Ach, nimmer werde ich das Entzücken vergessen, womit ich im ersten Frühlinge, den wir hier verlebten, den Kastanienbaum begrüßte, der plötzlich mit seinen aufgegangenen Lichtkronen vor mir stand, als ich mich eines Tages allein hieher wagte!"

„Arme Kleine!" flüsterte Melitta und strich liebkosend über das Gesicht ihrer Gefährtin.

„O, in dem schönen Momente war ich gar nicht arm zu nennen," entgegnete Fides mit flammenden Augen. „Ich hatte niemals einen blühenden Kastanienbaum anderwärts erblickt und glaubte nun fest an eine Erscheinung meiner seligen Mama, die mit diesem Baume zusammenhängen mußte. Still setzte ich mich dort drüben in's Gras und wartete, ob Mama kommen würde."

„Sie kam nicht, Fides, aber ich kam und holte Dich! Weißt Du das auch noch?"

„Ganz genau! Du trateſt durch jenen Gang dort auf den Raſenplatz!"

Melitta lächelte ſchwach und neigte den Kopf zur Beſtätigung.

„Sieh, Du haſt doch wenigſtens eine ſchwache Idee von Deiner Mutter," ſagte ſie dann ſchwermüthig, „aber ich habe meine Mutter gar nicht gekannt! Mein Vater ſagte mir oftmals in meiner Kinderzeit, daß ich ſehr gut, ſehr fromm und edel leben müſſe mein Lebelang, denn als ich das Licht der Welt erblickt habe, ſei ein Engel zum Himmel aufgeſtiegen. Früher verſtand ich dieſe Worte nicht ganz, aber jetzt weiß ich, daß meine Mutter bei meiner Geburt geſtorben iſt."

Fides erhob ſich aus ihrer halb liegenden Stellung, legte die Arme auf Melitta's Knieen, faltete ihre Hände und ſah der Freundin beweglich in's Auge.

„Warum uns Gott wohl unſerer Mütter beraubt haben mag?" fragte ſie leiſe und traurig. „Wir könnten doch eben ſo gut eine Mutter haben, wie andere Mädchen?"

„Laßt uns nur unſer Schickſal geduldig ertragen," antwortete Melitta ſanft. „Da wir keine Mutter haben ſollten, ſo iſt es doch ſehr gut vom Vater im Himmel, daß er uns zuſammengeführt hat."

„Gewiß, das iſt ſehr, ſehr gut vom lieben Gott!" ſprach Fides feierlich. „Aber wir müſſen uns nun auch

nie von einander trennen, Melitta! Du mußt bei mir bleiben — mußt niemand lieben, außer mir — Du lachst?"

Melitta erröthete stark, aber lachte wirklich mehr, als sich mit der feierlichen Stimmung vertrug, in die sie Beide versunken gewesen waren.

Sie umfaßte Fides, die sich schmollend weggewendet hatte. „Kleine Thörin!" flüsterte sie, ihr Gesicht auf den Scheitel derselben legend.

„Nein Melitta, damit besänftigst Du mich dies Mal nicht," erwiederte Fides fest. „Ich habe mir längst vorgenommen, mit Dir in einen festen Freundschaftsbund zu treten und diesen Bund feierlich zu beschwören!"

Jetzt lachte Melitta recht herzhaft und blickte ihrer Pflegeschwester schäkernd in's Gesicht. „Ist es aber nicht furchtbar lächerlich, Kleine, wenn zwei Mädchen sich Treue schwören wollen?" fragte sie.

Fides öffnete ihre strahlenden Augen sehr weit und erwiederte mit allen Anzeichen einer ausbrechenden innern Empörung: „Du spottest über meine heilige Bitte, Melitta?"

„Nenne es nicht Spott, liebe Fides!" bat Melitta heiter ihrem Blicke begegnend.

„Ich kann mir denken, weshalb Dir mein Vorschlag lächerlich erscheint," fuhr Fides aufgebracht fort.

„Aber giebt es denn nicht einen Seelenbund, der mit dem Herzen, welches wir dem Geliebten aufbewahren müssen, gar nichts zu schaffen hat.“

Melitta war unter ihren Worten noch stärker erröthet. „Was weißt Du denn schon vom Herzen und vom Geliebten, Fides?“ fragte sie abgebrochen, indem sie sich verlegen abwendete und von der Rasenbank aufstand.

„O, ich weiß sehr viel davon,“ belehrte sie das junge Mädchen keck. Ihre böse Laune war schon wieder im Abnehmen begriffen. „In dem Buche der Frau von Genlis wird sehr viel davon gesprochen. Aber es wird auch darin behauptet, daß die Seelenliebe weit erhabener sei, als die Herzensliebe und ich habe mir deshalb vorgenommen, nie mein Herz einem Manne zu weihen. In der Herzensliebe wehe ein unheiliger Trug; aber die Seelenliebe dauere ewig und sei unwandelbar. Meine Seele habe ich Dir geweiht, Melitta, und Du sollst mir Deine Seele geloben — Du sollst mir ewig und unwandelbar zugethan bleiben — das schwöre mir!“ Sie hatte immer lebhafter, immer erregter und dabei fester geredet, nun, als sie fertig war, sprang sie auf und stellte sich mit einem Anfluge von finsterm Trotze vor Melitta hin. Diese blickte mit Thränen im Auge zu ihr auf und antwortete: „Es wäre doch am Ende besser, die Tante ließe Dich ferner nicht mehr aus diesen

französischen Büchern vorlesen. Die Lectüre verwirrt Deine Phantasie und zerstört die Gesundheit Deiner Vernunft. Der Unsinn solcher schwärmerischer Ueberschwänglichkeit paßt gar nicht für Dich. Wir wollen dahin wirken, daß die Tante ihre französischen Lectionen aufgiebt, die nur schädlich auf Dein armes, kleines, deutsches Herz wirken können. Wir müssen sonst wahrhaftig erwarten, daß Du der Cousine Bianca gleich wirst, die mit allen berühmten Menschen einen Seelenbund schließen will."

Sie bot Fides, die ziemlich bestürzt dieser weisen Zurechtweisung horchte, die Hand dar. Fides zögerte, sie zu ergreifen.

„Schlag ein, kleine Tyrnau," sagte Melitta herzlich, „ich bin Deine Schwester und will Dich lieben, wie eine Schwester immer und ewig. Aber zu einem Schwure brauchen wir deshalb nicht zu greifen. Nun — schlag' ein!"

Fides musterte sie mit einigem Stolze. „Du meinst mir mit Deiner Weisheit zu imponiren? Ich muß lernen Dich zu entbehren, Melitta, also schlage ich nicht ein! Dein Herz wird sich geneigter zeigen mit Oswald einen Seelenbund zu schließen," fügte sie mit keckem Spotte hinzu.

Melitta senkte unwillkürlich ihre Augen.

„Vielleicht wäre Dir sogar ein Herzensbund mit ihm noch lieber," fuhr Fides unbarmherzig fort, „aber

Oswald kann Dein Herz leider eben so wenig annehmen, wie Du meine Seele. Oswald geht fort in die weite Welt, weil er hier nicht länger ausdauern kann. Er will sein Gut verkaufen!"

„Wie?" rief Melitta erstaunt. „Oswald will sein Gut verkaufen? Fides, ist dies nicht eine boshafte Erfindung von Dir?"

„O, nein! Oswald will sein Gut verkaufen — frage nur Deine Tante darnach — sie hat es mir im Aerger verrathen. „Er will fort! Ihn empört die westphälische Königswirthschaft — wahrhaftig, er will fort!", schloß sie eifrig.

„Oswald will fort!" wiederholte Melitta langsam, aber fest und deutlich. „Sein Gut, die feste und sichere Stellung im Leben will er aufgeben?" Ihre Wange wurde wieder bleich, aber ihr Auge glühete in einem seltsamen Feuer. Hochauf richtete sie ihre feine Gestalt, so daß sie größer, als sonst erschien.

„Hat er darum von der Wichtigkeit gesprochen, das Schwanken im Geiste zu besiegen? Hat er deswegen es eine Wahrheit genannt, daß der heilige Zweck auch die Mittel heilige?" Sie stand und schauete ruhig über die Gegenwart hinaus und in die Unsicherheit der Zukunft hinein. Fides betrachtete sie mit stark klopfendem Herzen. Die Reue regte sich in ihr.

„Meine Mittheilung hat Dir weh gethan?“ fragte sie sehr kleinlaut.

Melitta bewegte verneinend ihr Haupt und die vorige Röthe kehrte jähe wieder in ihr blasses Gesicht zurück.

„Deine Mittheilung hat mich nur überrascht, Fides!“ sagte sie ruhig.

„Oswald würde gewiß von seinem Vorsatze abgehen, wenn Du ihm Deine Ansichten darüber mittheilen wolltest.“

Melitta hob stolz ihre Augen und sah wieder in die Ferne.

„Die Hochherzigkeit seines Vorsatzes ist so wenig zu bestreiten, daß jedes Wort dagegen eine Sünde wäre,“ sprach sie nach einer kurzen Pause.

„Du träumst wohl, Melitta?“ fragte das junge Mädchen erstaunt. „Worin findest Du denn eine Hochherzigkeit?“

Melitta lächelte bitter. „Aus Patriotismus einen Herd aufgeben, der durch Zufall einem fremden Herrscher unterworfen ist, findest Du dies nicht bewundernswürdig?“

„Nein, Melitta!“ antwortete Fides, den wahren Sinn der Frage nicht begreifend, in voller Treuherzigkeit.

„Nun, so mache Dich mit Deinen unpatriotischen Gesinnungen nur gefaßt auf eine begeisterungsvolle

Rüge aus Oswald's Munde!" spottete Melitta in einiger Aufregung. Fides fing an zu begreifen, daß Melitta im höchsten Grade erzürnt war über Oswald's Entschluß. In solcher Stimmung hatte sie Melitta noch nie gesehen, deshalb blickte sie verschüchtert zu ihr auf und sagte treuherzig:

„Wir wollen doch Oswald erst fragen, ob es auch wahr ist, was Deine Tante wieder in Kassel über ihn gehört hat."

„Wir werden Oswald nicht darüber befragen, Fides," sprach Melitta herben Tones. „Wer sein Glück gering achtet und sich dem Elende einer ungewissen Lebensstellung preis geben will, der mag dies mit sich selbst ausmachen."

Sie legte ihre Hand auf den Kopf ihrer Pflegeschwester. Diese Hand war kalt und zitterte. „Nicht wahr, meine liebe Fides, Du thust mir den Gefallen und sprichst nicht ein Wort über diese Angelegenheit, die uns im Grunde nichts angeht. Oswald kann als Mann thun und beschließen, was er will. Uns aber geziemt es nicht sein Vertrauen zu erzwingen. Bevor Oswald es also nicht der Mühe werth hält, uns von seinem Beschlüssen in Kenntniß zu setzen, reden wir nicht davon. Willst Du mir versprechen meinen Wunsch zu erfüllen?" schloß sie mit weicher, bittender Stimme. Fides schlug rasch in die dargebotene Hand ein und blickte

feierlich zu ihrer Pflegeschwester auf. Eine geistige Erhebung strahlte aus ihren begeisterten Augen und malte sich in dem raschen Farbenwechsel ihres jugendlich frischen Gesichtes. Mit dieser Erhebung vereinigte sich der Ausdruck einer weichen Hingebung, welcher die tiefe Zärtlichkeit ahnen ließ, deren dies Mädchenherz fähig sei.

In Melitta's Gesicht hingegen zeigte sich nur jene Ruhe und Festigkeit, die sie nach kurzen Kämpfen immer bewies. Sie schauete mit dem Lächeln unerschütterlicher Sanftmuth in das Auge ihrer Freundin, das unstät und forschend auf ihr ruhete. Eine Ahnung der Wahrheit hatte Fides elektrisch berührt, deshalb prüfte sie das Mienenspiel Melitta's, um zu erkennen, ob sie sich nicht getäuscht habe. Es war ihr zu Muthe, als sei jetzt, trotz der früheren Zurechtweisung ihrer weisen Freundin, dennoch ein ganz neuer Bund zwischen ihnen geknüpft, der ein stilles, tief verborgenes Geheimniß heilige und weihe. Die Sanftmuth und Ruhe in Melitta's Gesicht machte sie aber irre. Ihr unversuchtes Herz kannte den Stolz verletzter Liebe noch nicht, der sich trotzig auf den Trümmern aller zerstörten Hoffnungen erhält und jeden Schmerz abzuleugnen versucht. Fides kannte die Stahlkraft des Gemüthes noch nicht, die mit ruhiger Lüge eine blutende Wunde in Abrede stellt, um sich nicht schwach zu zeigen.

„Ich verspreche Dir weder mit Oswald, noch mit

irgend Jemand über das zu reden, was ich jetzt eben mit Dir verhandelt habe," antwortete sie nach kurzem Besinnen. „Und, wenn ich auch eingestehen wollte, daß es mir leid thut, Dich in einer Anwandlung von Uebermuth von den Redereien über Oswald in Kenntniß gesetzt zu haben, so kann ich doch nicht leugnen, daß es mir in anderer Rücksicht ganz lieb ist."

„Warum?" fragte Melitta in stolzer Heuchelei die Stirn emporhebend.

Fides umschlang rasch den Hals der Freundin und schmiegte wortlos die Wange an die ihrige.

„Meinst Du noch immer, ich solle seinen Entschluß zu bekämpfen suchen?" fuhr Melitta fort.

„O nein!" rief Fides naiv, „ich denke nur, es ist gut, das schon zu wissen, was uns schmerzlich überraschen kann."

Melitta fühlte, daß Fides in ihrem Innern gelesen hatte und auf dem Wege war sie zu durchschauen. Schnell nahm sie eine heitere Miene an.

„Du magst recht haben, kleine Tyrnau," erwiederte sie mit erzwungenem Scherze. „Mir ist nichts verdrießlicher, als einem halben Vertrauen zu begegnen. Wäre mir Oswald's Einfall, im Lande lieber herum zu vagabundiren, als sich der unvermeidlichen Nothwendigkeit zu fügen, einem fremden Herrscher huldigen zu müssen, von der Tante mitgetheilt worden, so hätte ich mich

vielleicht vom Zorne über solche Pläne hinreißen lassen, bittere Urtheile zu fällen, die mir nachher leid gethan."

„Es kann aber sein, daß Oswald Dir selbst seinen Entschluß heute mittheilen will," sagte Fides sorglos in den veränderten Ton Melitta's eingehend.

„Möglich, sehr möglich!" rief Melitta. „Er versprach ja, ausnahmsweise heute wieder zu kommen. Nun, er findet mich durch Deine Plauderei vorbereitet auf einen Vortrag über die Heiligung der Mittel zu erhabenen Zwecken!" spottete sie. „Ich freue mich auf dies Probestück glühender Beredsamkeit!"

„Und ich freue mich darauf, daß er Dich mit wenigen Worten zu seiner Meinung bekehren wird!" unterbrach Fides sie lachend. Melitta schüttelte den Kopf zum Zeichen, daß sie dagegen gewaffnet sei.

„Wenn Oswald's geistvolle Augen zu leuchten beginnen, bist Du schon bekehrt!" neckte Fides weiter. „Das Herz versteht die Sprache der Augen und der Blick zum Blicke schwebt wie eine Taube mit dem Oelblatte des Friedens in die bewegten Herzen."

Ein Lächeln flog über Melitta's Antlitz und tilgte, wie plötzlicher Sonnenschein, alle Wolken des Ernstes und der Kümmerniß aus ihren Mienen.

„Das hast Du wohl wieder aus den französischen Büchern der Tante gelernt?" rief sie in wahrhafter Hei-

terkeit. „Du wirst mir zu klug, kleine Tyrnau. — Ich werde ernstlich mit der Tante sprechen, daß sie die französischen Vorlesungen einstellt."

„Thu' das, Melitta," antwortete Fides. „Gelingt es Dir, mich von dieser Marter zu befreien, so bete ich Dich an. Leider zweifle ich an einen günstigen Erfolg Deiner Bemühungen."

„Verlaß' Dich auf mein Wort, Fides, diese französischen Marterstunden sollen ein Ende nehmen," sagte Melitta gütig, indem sie unter das Laubdach der Kastanie zurücktrat und ihre Stickerei wieder zur Hand nahm.

„Du überschätzest Deine Macht — die gnädige Frau Tante läßt nicht ab, mich für die Leiden der großen Welt auszubilden," entgegnete Fides altklug. Sie kam allgemach in ihre sorglose Laune zurück, die von der seltsamen Gemüthsbewegung Melitta's unterbrochen gewesen war. Ihre Blumen zusammenraffend, bat sie Melitta um einige Faden Garn zum Kranzbinden und setzte sich dann so kindlich vergnügt, als sei gar nichts vorgefallen, ihrer Freundin gegenüber. Eine lange Zeit blieben beide Mädchen stumm. Fides, die noch keinen klaren Begriff über die Zwecke des menschlichen Daseins hatte, überließ sich ihren Betrachtungen über die Schönheit der einfachen Feldblumen, die sie zu einem Kranze zusammen zu fügen beflissen war. Dabei dachte

sie gelegentlich an die Erfahrungen, welche sie so eben gemacht hatte und fand ihren Ideenkreis wesentlich dadurch erweitert.

Melitta aber träumte mehr, als sie dachte. Sie lehnte ihren Kopf an den Stamm des Baumes und blickte mit dem Ausdrucke rührender Klage in das dichte grüne Laubgewölbe, das durch einige Sonnenflecken wie mit Lichtfunken durchwoben erschien. Das junge Mädchen schien dem leisen Gesange der Vögel zu lauschen, aber im Grunde hörte und sah sie nichts. Ihre Phantasie schweifte in die Ferne und richtete Fragen an das Schicksal. Sie war sich schon klar bewußt, daß es ein süßeres Glück auf Erden gäbe, als Blumen zu flechten und allein in der Welt zu träumen. Ihr Herz kannte schon die Unruhe der Liebe und in dem Schmerze, den sie eben muthig bekämpft hatte, war sie sich dessen vollkommen bewußt geworden.

Von dem Standpunkte aus betrachtet, den sie in ihren Mädchenbegriffen einnahm, mußte sie allerdings eine Opferfreudigkeit, wie Oswald empfand, für eine zügellose Schwärmerei erklären. Was kümmerte sie des Vaterlandes Streit, wenn nur Frieden in ihr und um sie herum war, wenn sich die Keime des Glückes ihren Hoffnungen gemäß entwickeln konnten. Ihr Mädchenherz, das in der Liebe sein Heil suchte und zu finden berechtigt war, entflammte sich nicht für das tragische Schicksal eines Gemeinwohles,

dem sie stets fern gestanden hatte, und sie beurtheilte danach ohne Schonung die Ruhelosigkeit ihres Vetters Oswald, die ihn in Bahnen trieb, welche seinen völligen Untergang zu beschleunigen drohten. Er vertauschte ein harmloses Dasein mit der Aufregung unsicherer und trügerischer Hoffnungen. Bedurfte es wirklich zur Ueberwindung der politischen Mißverhältnisse eines Opfers, wie dieser junge Mann zu bringen entschlossen war? Konnte der Conflict seiner persönlichen und politischen Angelegenheiten auf keinem andern Wege geschlichtet werden? Mußte er sein Vatererbe verlassen, mußte er es verkaufen, verschleudern und dadurch ganz heimathlos werden? Sollte nicht dieser plötzliche Entschluß aus andern Quellen entstanden sein? Vielleicht um dem einförmigen Leben eines Landjunkers zu entgehen? Vielleicht, weil er die Kette einer einfachen, prunklosen Häuslichkeit fürchtete? Vielleicht, daß er sich geistig zu groß für dergleichen fand?

Melitta warf sehr hochmüthig ihren Kopf bei diesem letzten Gedanken zurück, und wer sie jetzt betrachtet hätte, der würde sich überzeugt haben, daß hinter diesem ruhigen und sanftmüthigen Mienenspiele auch Wallungen böser Art verborgen sein konnten.

„Gehen wir heute zum alten Förster Lukas?" fragte in demselben Augenblicke Fides, vergnügt ihren fertigen Kranz bewundernd.

Melitta stutzte. Warum bejahete sie denn diese Frage

nicht gleich, da ein Spaziergang nach dem Forsthause sie am sicherſten einer unerwünſchten Begegnung mit Oswald überhob. Fides warf ihr einen ſchelmiſchen Seitenblick zu und ſprach weiter:

„Er hat mir ſagen laſſen, daß ſeine Aurikeln prachtvoll blüheten. Ich dächte, wir gingen hin, Melitta!“

„Heute nicht!“ preßte Melitta haſtig hervor. Sie beugte ſich dabei tief auf ihre Arbeit nieder.

„Weil Oswald kommen will?“ warf Fides lächelnd und fragend hin. „Nun, dann Morgen!“

„Ja morgen früh, ehe die Sonne den Thau von den Aurikeln getrocknet hat!“ erwiederte Melitta gelaſſen. Ihre Faſſung behauptete ſich wie immer. Aber Fides hatte Erfahrungen gemacht, die ihren Ideenkreis weſentlich erweitert hatten!

„Wie fein Du immer das Rechte triffſt,“ rief ſie ſchäkernd. „Ja, wir gehen morgen früh zum Förſter und ſeinen Aurikeln, damit wir die Thauperlen mit den Aurikeln zugleich bewundern können. Ich habe noch niemals Thautropfen auf Aurikeln geſehen, Melitta!“

Melitta erwiederte dieſe gutmüthige Neckerei nicht. Dies ermuthigte Fides fortzufahren:

„Wenn Oswald aber heute nicht kommt, ſo wird er ſich morgen herbemühen. Gehen wir dann vielleicht erſt übermorgen nach den Aurikeln?“

„Quälgeiſt!“ ſchalt Melitta, erröthend, aber durch-

aus nicht unfreundlich. „Du bist ein boshafter Schelm, kleine Tyrnau! Wenn Du fortfährst mich zu necken, so entziehe ich Dir meine Huld. Dann magst Du sehen, wie Du mit den Launen der gnädigen Frau Tante fertig wirst!“ Fides klatschte mit unschuldiger Fröhlichkeit in die Hände, sprang auf den Tisch; der zwischen ihr und Melitta stand und kniete dicht vor dieser nieder, den fertigen Kranz hoch emporhaltend. „Sie zürnt! Sie zürnt — o Ihr Götter, meine süße Königin zürnt,“ jubelte das übermüthige Mädchen, und drückte schnell, ehe sie es hindern konnte, den Kranz auf Melitta's Haupt. „Ha, wie schön! Wie schön! Du gleichst einer Feenkönigin, die im Dunkel der Nacht dem Bekümmerten Trost und Hoffnung in's verzagende Herz strahlt! Du gleichst einer Heiligen im Glorienscheine!“

„O still nur! Deine Schmeicheleien bethören mich nicht!“ sprach Melitta abwehrend, mit der lieblichen Sanftmuth, welche ihr eigen war. Fides griff während dessen nach dem andern Kranze und setzte ihn auf ihren Lockenkopf.

„Sieh mich an, Melitta,“ sagte sie mit komischer Verschämtheit. „Sehe ich nicht neben Dir aus, wie ein armes verlaufenes Waisenkind, das vom Strahlenkranze Deiner Herrlichkeit profitiren möchte?“

Sie wendete zufällig den Blick und sah Herrn von Ettershaiden, der unterdessen den Rasenplatz im Parke

erreicht hatte, im Eingange des Laubganges stehen. Sein Lächeln gab ihr Muth. Rasch sprang sie vom Tische und eilte ihm entgegen. Wir bekommen Besuch, Melitta!" rief sie frohlockend.

Melitta zuckte heftig zusammen und richtete ihr Auge scheu und unstät nach der Stelle, wohin Fides lief. „Ah — der gestrenge Herr Onkel!" sprach sie aufathmend und erhob sich in respectvoller Artigkeit.

Fides hatte ihren Vormund kaum erreicht, so fiel ihr ein, daß ihr Empfang die Regeln des vorgeschriebenen Anstandes überschritt und sie blickte mit reizendem Trotze zu dem alten Herrn auf, um sein Mienenspiel zu prüfen. Er nickte ihr so freundlich ermunternd zu, daß sie froh wurde bis in's Herz hinein. Schnell ergriff sie seine Hand und schmiegte sich zutraulich an seine Schulter. Ihre Augen blitzten vor Zärtlichkeit. Sie gestanden ihm ohne Worte, daß sie ihn lieb habe, trotz seiner schulmeisterlichen Strenge und seiner hofmäßigen Etikette. Eine Freude, gleich dem Entzücken eines freigesprochenen und begnadigten Verbrechers, floß durch des alten Herrn Brust. Wie von Irrlichtern der Träume umgaukelt hatte er schon eine Weile dagestanden und die beiden hübschen Mädchen beobachtet, die Gott seiner Fürsorge anvertraut hatte. Jetzt wallte der freudige Gedanke in ihm auf, daß ihm diese beiden Wesen in seinen Lebensweg gesendet sein könnten, um ihm die trübe

Einsamkeit des Alters zu beleben. Er feierte in diesem frohen Momente den Frühlingsanfang des Greisenthums, das sich in den unschuldigen Freuden der Jugend zu verjüngen sucht. Er neigte sein ehrwürdig Haupt und drückte seine Lippen auf die bekränzte Stirn des lieblichen Mädchens, das mit Kindeszärtlichkeit einen Sturm auf die Schranken der Convenienz gewagt hatte.

„Wir bekommen Besuch, Melitta!“ rief abermals das junge Mädchen ihrer Freundin zu. „Sieh nur, der gestrenge Herr Vormund hat seine Galauniform angezogen, um uns Besuch zu machen!“

Ueberrascht hatte Melitta der kleinen Scene zugeschaut. Diese Weihe des Augenblickes war ihrem zarten Sinne weit bedeutungsvoller erschienen, als dem Kindersinne Fides', welche die ungewohnte Liebkosung als einen flüchtigen Ausdruck von Güte nahm. Schüchtern suchte Melitta's Blick das Auge des Oheim's. Sie war zweifelhaft, ob auch sie in den Kreis einer gesteigerten Freundlichkeit treten dürfe. Sie wußte ja längst, daß Fides sich der besondern stillen Zuneigung des alten Herrn erfreute.

Der gütige Blick, welcher sie traf, verscheuchte ihre Zweifel und sie wagte es nun ebenfalls mit liebevoller Zutraulichkeit sich zu nähern.

Herr von Ettershaiden empfand schon jetzt, welcher Lohn ihm werden würde, wenn er den Zwang seiner ceremoniösen Reglements aufheben und sich einem freiern und

natürlichern Verkehr im Hause hingeben würde. Eine innige Zufriedenheit leuchtete aus seinem Antlitz, eine neue Lebenslust durchströmte ihn und vollendete die Revolution in ihm, die rasch und entscheidend alle guten Eigenschaften in ihm stählte. Das naturgemäße Wohlwollen für die Jugend bahnte auch schnell den Weg zum Verständnisse ihrer Ansprüche und öffnete zugleich die Schleußen gegenseitigen Vertrauens.

Dieser Augenblick vereinigte ihn mit seinen Pflegetöchtern und riß eine weite Kluft zwischen ihn und seine Gattin, welche herzlos seines Lebens Ende eher berücksichtigt hatte, als es Noth that.

„Sie haben Besuch gehabt, Herr Onkel?" fragte Melitta, auf seinen Gallaanzug deutend. Verwundert senkte er sein Auge darauf nieder. Er hatte den Besuch des Marquis ganz vergessen.

„Ja wohl!" antwortete er heiter. „Der Marquis d'Etérais war bei mir. Ein sehr liebenswürdiger Mann!"

„Natürlich! Ein Franzose ist immer liebenswürdig," sprach Fides ungewöhnlich vorlaut.

Ettershaiden sah sinnend vor sich hin. „Nein — kleine Tyrnau," antwortete er dann, „der junge Mann ist sicherlich kein Franzose. Sein ganzes Wesen verräth den Deutschen."

„Wie? Er ist doch ein Günstling Jerome's!" meinte Melitta zweifelnd.

„Das sagte mir Oswald auch, allein trotzdem halte ich den Marquis für einen Deutschen."

„Oswald?" wiederholte Fides, ihren Blick über Melitta's Gesicht sendend, das eine bedeutsame Spannung verrieth. „War denn Oswald hier? Heute? Wo ist er denn? Bei der gnädigen Frau etwa?" fragte sie so hastig, daß sich ihre Fragen gleichsam überstürzten.

„Oswald ist nach Hause geritten. Er fürchtete mit dem Marquis zusammenzutreffen und wollte dies vermeiden," antwortete der alte Herr freundlich.

„Melitta — dann können wir zum Förster Lukas gehen und seine Aurikeln bewundern!" platzte Fides übermüthig lachend heraus.

Melitta's Gesicht war im Nu wie mit Feuergluth überdeckt. Aengstlich blickte sie erst Fides, dann ihren Oheim an. Dieser verstand den Blick falsch. Er glaubte einer Sorge zu begegnen, daß Fides in ihrem Muthwillen sich vergessen könne.

„Laß sie nur schwatzen, Melitta," sprach er beschwichtigend. „Es amüsirt mich!"

Im höchsten Grade von diesem Ausbruche humaner Duldung überrascht, sah ihn Melitta groß an und wiederholte innerlich: „Es amüsirt ihn!"

„Es amüsirt ihn!" dachte, ebenfalls erstaunt, Fides. Die Mädchen wechselten schnell einen Blick und wie ein

frischer Lebenshauch flog es über ihre jugendlichen Gesichter.

Melitta hatte die Kraft, ihre freudige Bewunderung zu verbergen. Fides nicht. Wie eine Offenbarung vom Himmel klang es, dies einfache Wort: „Es amüsirt mich!“ Und sie sollte nicht jubeln? Sie sollte dem Lichtstrahl nicht zujauchzen, der in ihre umnachtete Jugend drang.

„Melitta — nun werden wir glücklich!“ rief sie mit holder Natürlichkeit, die Hand des alten Herrn an ihre Lippen drückend.

„Ja, ja,“ erwiederte er mit bewegter Stimme, „ja mein Kind, wir wollen uns bemühen glücklich zu leben, so lange Gott uns Kraft und Gesundheit schenkt!“

Die Schranken waren gefallen. Die Gemüthsbewegung des Herrn von Ettershaiden wurde von beiden Pflegetöchtern desselben richtig aufgefaßt. Was die Veranlassung zu dieser Seelenstimmung gegeben hatte, blieb ihnen freilich noch ein Räthsel, aber eine Ahnung sagte ihnen, daß die bösen Launen der gnädigen Frau Tante sicherlich einen wichtigen Grund gehabt hätten und daß ihr Sieg das vereinsamte Herz zu denen geführt, welche ihm durch die Bande der Dankbarkeit angehörten. Die Schranken wären jedoch nicht so schnell zusammengestürzt, wenn nicht der Zauber der natürlichen und kindlichen Anhänglichkeit sich geltend gemacht hätte in dem schicksalsschweren Augen-

blicke, wo der Groll über den Abfall eines Herzens, das er für unentbehrlich zu seinem Glücke gehalten hatte, in einen Kampf mit seinem edlern Selbst trat. Er erwachte aus der Stumpfheit einer kalten Ruhe, womit er im alten Schlendrian fortgelebt hatte; er erwachte und sah, daß es anders um ihn her geworden war und daß er, um nicht vorzeitig als lebendig todt beseitigt zu werden, ein neues Leben beginnen müsse. Mit würdevoller Klugheit suchte er alsbald einen Uebergang dazu. Was ihm am meisten im Wege stand, war die Affectation in seinem bisherigen Leben, das Festhalten an gewisse gesellige Formen, die, als ein Abglanz der alten Hofsitte, ihn zum Könige in seinem Hause erhob und ihn auf diesem Throne vereinzelte. Er glich in seinem von Etiketten lächerlich verschanzten Zustande gerade den Herrschern des alten Regime's, die ihrer Macht etwas zu vergeben fürchteten, wenn sie lächelten, wie andere Menschen lächeln und wenn sie ohne Perrücke und Hermelin dem Volke sich zeigten. Die Ereignisse im lieben, deutschen Vaterlande hätten diesen alten steifen Aristokraten längst überzeugen müssen, daß die Gährung des Zeitgeistes begonnen habe und nach vollendeter Abklärung im Stande sei, viele Dinge lächerlich zu machen, die früherhin Respect erzeugten. — Diese Ereignisse hätten ihm längst beweisen müssen, daß Vieles eingerissen sei, was auf Vorurtheile und Aberglauben gebauet war, aber er schloß

die Augen dagegen und maßte sich an, dem Zeitgeiste, als einem bösen Dämon, Trotz bieten zu können.

Was sein Verstand anzuerkennen sich weigerte, das vermittelte jetzt sein Gemüth. Und darin glich er guten und rechtschaffenen Herrschern, die lieber Perrücke und Hermelin fallen lassen, um den Wünschen ihrer Unterthanen entgegen zu kommen, als sich auf einsamer Höhe zu halten, umgeben von denen, welche Gründe haben, ihnen zu schmeicheln.

Nachdem Herr von Ettershaiden erst zur Einsicht seines verfehlten Standpunktes im Leben gekommen war, hielt er sich nicht lange bei bloßen philosophischen Betrachtungen auf, sondern er setzte in's Werk, was er durch eigene Erfahrungen gelernt hatte.

Seine Reformen im Hausreglement erregten natürlich ein ungeheures Aufsehen unter der Dienerschaft, aber er hatte sehr bald Gelegenheit zu bemerken, daß er für den Absolutismus seiner Herrschaft ein moralisches Uebergewicht eintauschte, dem sich selbst seine Gattin nicht zu entziehen vermochte, nachdem sie eine Weile vergeblich dagegen angekämpft hatte.

Aber der alte Herr blieb bei diesen Hausreformen nicht stehen. Sein Blick schärfte sich unter den günstigen Erfolgen, die er durch die Lösung alter, verjährter Vorschriften und Gesetze errang und er richtete diesen Blick weiter. Ohne von Staats wegen veranlaßt zu sein, lö-

sete er auch die drückenden Bande der Dorfeingesessenen, welche nicht blind für manche Verbesserungen geblieben waren, die sich mit dem französischen Verwaltungssysteme des neuen Nachbarstaates verknüpften. Er verminderte, für's erste nur provisorisch, da ihm als Besitzer von Lehngütern das volle Recht einer Veränderung nicht zukam, die Frohndienstbelastungen und gab durch Humanitätsvorschriften Freiheiten, die ihm die Liebe seiner Dorfbewohner reichlich vergalt, wenn er dabei etwas an Einnahme einbüßte. Das Alles entwickelte sich überraschend schnell in den nächsten Wochen; es wurde geräuschlos manches in's Werk gesetzt, was erst mit großen Schwierigkeiten verknüpft schien und einige Federstriche genügten oft, barbarische Hausgesetze des Stammes Ettershaiden dergestalt zu modificiren, daß sie den feindseligen Charakter einer Belastung ganz und gar verloren, trotzdem sie fortbestehen mußten.

Mitten in dieser Aufregung einer edlen Thätigkeit erfrischte und verjüngte sich Herr von Ettershaiden ganz merkwürdig. Was an Altersgebrechen auf ihm geruht, das vergaß er in seinem neuen Wirkungskreise. Ueberall war er selbst, um Augenzeuge zu sein, ob man nach seiner Vorschrift verfahre und indem er seine Bequemlichkeit einem neuen Leben opferte, gewann er als Ersatz eine befestigte Gesundheit und eine wahre Lebensfreudigkeit.

# VI. Capitel.

## Ein Gegenbesuch.

Frau von Ettershaiden beobachtete anfangs mit Erstaunen, dann mit steigender Erbitterung den Eifer, womit sich ihr Gatte seinem neuen Wirkungskreise widmete. Die Dame gehörte nicht zu den großherzigen Frauen der damaligen Zeitperiode, wo der Funke der Begeisterung selbst im Busen derer schlummerte, die unter dem Banne der Weltlichkeit lebten. Sie gehörte zu der Classe vornehmer Damen, die gegen Alles eine gewisse Gleichgültigkeit hegen, was nicht unmittelbar auf sie Bezug hatte. Sie war ehrgeizig, stolz, eitel und herzlos, aber dennoch nicht ränkevoll und muthig genug, um sich dem Urtheile der Welt bloß zu stellen.

Ihre schlimmen Eigenschaften beruheten eben nur im ausgedehntesten Egoismus und in einer maaßlosen

Eitelkeit. Von frühester Jugend darauf angewiesen, ihr liebes Ich allein zur Geltung zu bringen, hatte sie auch weder Mittel noch Wege gescheuet, dies zu bewerkstelligen und sie beschränkte sich, nach errungenem Siege, darauf, ihre Schönheit, dies gefährliche Geschenk der Natur, durch die Künste der Mode und des Geschmackes in's rechte Licht zu setzen. Da sie im Stande war, ihrem Auftreten am Berliner Hofe durch ihre Geistesbefähigung eine gewisse Grundlage zu geben, so gelang es ihr, dort eine Rolle zu spielen, die sie vollkommen befriedigte.

Der Wechsel aller Verhältnisse warf sie jedoch in eine Lage, wo sie, zur Einsamkeit verdammt, langsam zu ermatten und zu verblühen begann.

Sie zehrte von den Erinnerungen an die Glanzperiode ihres Lebens, paradirte mit einer zarten Gesundheit und Nervenschwäche, quälte ihre Hausgenossen mit böser Laune, gewann aber der patriachalischen Ruhe ihrer Lebensstellung nach und nach schon Geschmack ab, als ihr böser Genius sie mit einer Favoritin des Kasseler Hofes zusammenführte, welche ihre Phantasie von Neuem erhitzte und durch Erzählungen aus dem frivolen, glänzenden Hofleben Jerome's reizte.

Von da an trachtete sie darnach, dort eine hervorragende Stellung einzunehmen. Der Geist der Eitelkeit spiegelte ihr vor, daß sie noch keineswegs verblüht sei und Frau von Ettershaiden, obwohl mit klarem Verstande

ausgerüstet, war schwach genug, an ihre Unfehlbarkeit zu glauben, wenn es ihr erst gelungen sein würde, am Hofe des westphälischen Herrschers festen Fuß zu fassen. Es erging ihr, wie den großen Schauspielerinnen, die, nach dem Beifalle der Menge dürstend, als Matronen die Bühnen wieder aufsuchen, wo sie in der Jugendblüthe gewirkt haben. Auch diese glauben nicht daran, daß die neuen Lorbeeren, die sie ernten, mit den spitzigen Dornen des Spottes gemischt werden können.

Frau von Ettershaiden entwarf ihre Pläne zur Verwirklichung ihrer Wünsche mit aller Zuversicht, die ihr ein Rückblick auf den blendenden Glanz ihrer frühern Erfolge zu geben vermochte. Aus diesen vorausgegangenen Triumphen zog sie die Hoffnung auf neue Verherrlichungen, ohne einen richtigen Maßstab für die sinnliche Natur der Lustbarkeiten zu haben, denen sie sich entgegensehnte. Der Widerstand ihres greisen Gatten brachte sie außer sich und reizte sie dermaßen, daß sie blind gegen die Vorzüge ihrer jetzigen Stellung wurde und mit hochmüthiger Gleichgültigkeit den Schmerz desselben erst übersah und dann die letzte Unwandlung seines Wesens mit bitterm Spotte verfolgte.

Sie nannte sich seitdem ein Opfer seiner Barbarei und fühlte sich befugt, ihm in jedem Blicke zu zeigen, daß sie dieser Willkühr überdrüssig sei.

Hätte diese Dame eine richtige Vorstellung von

den Freuden gehabt, in denen der Monarch von Westphalen zu schwelgen beliebte, so würde sie Bedenken getragen haben, unbedingt ihre Vorliebe für seine Feste zu zeigen. Ihr Herz war zu kalt, um den Sinnen eine Macht einzuräumen. Sie belächelte die Hingebung der Liebe als eine vergängliche Thorheit, die nicht des kleinsten Opfers werth sei. Ideale Träume von häuslichem Glücke an der Seite eines geliebten Mannes verspottete sie und schätzte die Pracht des Lebens weit höher, als ein stilles Glück. Da sie selbst einer leidenschaftlichen Neigung gar nicht fähig war, so begriff sie den Schmerz Ettershaidens nicht, der erst fern von den Zerstreuungen der Welt erkannte, wie überflüssig ihr seine tief gewurzelte Liebe erschienen war, nachdem sie dieselbe zu ihren Zwecken ausgebeutet hatte.

Der neuen Hausordnung, die einen ganz freien Verkehr ohne den Zwang alberner Etikette gestattete, widersetzte sich Frau von Ettershaiden mit aller Macht, die ihr zu Gebote stand, aber sie erzwang weiter nichts, als daß sie die Verfügung über ihre eigenen Zimmer und Einrichtungen behielt, während sich das Zusammenleben der andern Hausgenossen höchst gesellig und vertraulich entwickelte. Dadurch isolirte sie sich vollständig und machte ihre Stellung drückend. Selten kam sie zur Mittagstafel, noch seltener zum Abendessen, das zwanglos im Freien eingenommen wurde, wenn das Wetter

günstig war. Vom Vorlesen war gar keine Rede mehr. Fides hatte ihrem Vormunde erklärt, daß diese französischen Vorlesungen eine Qual für sie wären.

Dafür ritten die beiden Mädchen täglich mit dem alten Herrn aus und musicirten so viel sie wollten. Es war eine Lust das liebenswürdige Walten zwischen diesen drei Personen zu sehen, die in Liebe und Eintracht die reinen, stillen Freuden der Natur genossen und dabei an Leib und Seele gediehen.

Die Empfindungen der Frau von Ettershaiden, zuerst bis zu Höhe des Grimmes hinaufgetrieben, wechselten allgemach, als sie bemerkte, daß sie zum Glücke ihres Gatten durchaus nicht mehr nöthig war. Es wurde für sie zuweilen ein ergreifender Gedanke, verstoßen zu sein. Schwankungen traten in ihre Ansichten, wenn sie daran die Möglichkeit reihete, nach einem entschiedenen Schritte von ihrer Seite einer gleichen festen Entscheidung entgegensehen zu müssen. Sie wußte aus Erfahrung, wie unerschütterlich Ettershaiden sein konnte.

Im Kampfe mit dergleichen Erwägungen lag sie an einem kalten, unfreundlichen Maitage auf ihrer Ottomane, der Einsamkeit überantwortet und von der Langeweile geplagt, als das Rollen eines Wagens einen Besuch ankündigte und gleich darauf die Meldung gemacht wurde, „Gräfin Ancelot wünsche aufzuwarten!“

Ein finsterer Blick war die erste Antwort der Frau von Ettershaiden. Die Gräfin Ancelot war eine Dame, der sie im Eifer ihrer Verblendung bei ihrer letzten Anwesenheit in Kassel einen Besuch gemacht, weil sie glaubte dadurch der Erfüllung ihrer Wünsche näher zu kommen. Jetzt schämte sie sich einigermaßen dieser Uebereilung, denn die Gräfin Ancelot konnte sich leider keiner tadellosen Vergangenheit rühmen.

Man erzählte sich ganz unverholen in Kassel, daß der Vater dieser Gräfin mit Uhren gehandelt und daß sie selbst eine bedeutende Kunstfertigkeit im Putzmachen gehabt habe. Wodurch es ihr gelungen war, den Rang einer Gräfin zu erobern, war klar.

Sie gehörte zu den schönsten Frauen Kassels und wußte durch ihre Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit selbst die kältesten Männer in Gluth zu bringen, obgleich sie die erste Jugendblüthe schon eingebüßt hatte. — Einer solchen Dame hatte also Frau von Ettershaiden das Heiligthum ihres Hauses erschlossen, um durch ihre Vermittelung das Ziel ihrer frivolen Wünsche zu erreichen.

Sie zögerte jetzt ihren Gegenbesuch anzunehmen. Ein kalter Schauder überlief sie bei dem Gedanken, daß ihr Gatte Kenntniß davon erhalten könne. Zum ersten Male zitterte sie vor der Verantwortung ihrer Handlungsweise und war schon im Begriffe die Dame unter einem Vorwande abweisen zu lassen, als ihr bö-

ser Geist sich plötzlich regte und sie zur kecken Verfolgung ihres Planes bewog.

„Sehr angenehm!“ sprach sie mit leutseligem Tone und erhob sich, um der Gräfin bis zur Thürschwelle entgegen zu gehen.

Nach einigen Minuten erschien dieselbe mit dem Anstande einer gebornen Fürstin.

Sie schien durchaus vergessen zu haben, daß sie nur durch verschiedenartige Avancements bis zu dem Range einer Gräfin gelangt war, denn sie verneigte sich so stolz, als ehre sie die Schwelle des Hauses, das sie betrete.

Frau von Ettershaiden belächelte diese Anmaßung. In ihren Augen nutzte weder Rang noch Stand, wenn das Vorrecht der Geburt fehlte.

Mit Grazie sich gegenseitig begrüßend und jene lügenhaften Artigkeiten wechselnd, die nothwendig zur Höflichkeit sind, ließen sich die Damen endlich neben einander auf der Ottomane nieder und begannen diplomatisch fein und zurückhaltend ein Gespräch, welches als Einleitung der eigentlichen Zwecke zu betrachten war, die sie gegenseitig zu einander führt n. Sie sprachen französisch, da die Gräfin es nicht der Mühe werth hielt die deutsche Sprache zu erlernen. Frau von Ettershaiden ging um so lieber darauf ein, die Sprache des neuen Rei-

ches zu ihrer Conversation zu wählen, weil sie sich bewußt war, derselben vollkommen mächtig zu sein.

Nach den üblichen Redensarten der Begrüßung, die von beiden Seiten durch Spannung und Neugier gekürzt wurden, war die Gräfin die erste, welche dem Anscheine nach ganz selbstvergessen ausrief: „Wie leben Sie hier, Madame? Gewiß in vollem Frieden, während wir in Kassel mit allem möglichen Ungemach zu kämpfen haben. Unser gnädigster Herr und König ist verdrießlich — Napoleon plagt ihn mit Forderungen, die ihn zwingen, seine geliebten Landeskinder von Neuem zu besteuern. — O mein Gott, es gehört sicherlich eine große Langmuth dazu, um dem großen Napoleon in Allem zu genügen. Seine tyrannischen Befehle werden den armen Jerome ruiniren — es ist eine böse, böse Zeit in Kassel, Madame, und wir müssen ernstlich daran denken den König zu zerstreuen, damit seine Melancholie nicht einen gefährlichen Charakter annimmt."

„Sollte Ihnen das schwer fallen?" fragte Frau von Ettershaiden mit etwas frostigem Tone. „Nach meiner Einsicht ist der König Jerome sehr leicht zu erheitern."

„Ganz recht, Frau Baronin," entgegnete die Gräfin sehr lebhaft, „nur dann nicht, wenn so mächtige Gewalten, wie Napoleon, die Königin und der Marquis d'Etérais volle Wirkung haben."

Frau von Ettershaiden sah sie forschend, mit einem Anfluge spöttischen Zweifels an.

„Sie glauben mir nicht, Madame!“ rief die Gräfin mit koketter Verschämtheit. „Vor diesen Mächten muß ich die Waffen strecken. Der Marquis ist mein schlimmster Widersacher. Er ist ein treuer Verbündeter der Königin und der Spion Napoleons — wahrhaftig Madame!“

„Der Marquis d'Etérais scheint mir überhaupt eine diabolische Rolle auf der Weltbühne übernommen zu haben,“ entgegnete Frau von Ettershaiden spöttisch.

„Lassen Sie das nicht laut werden, wenn Ihnen mit der Freundschaft der Königin gedient ist,“ sprach die Gräfin wichtig. „Er ist in den Augen Ihrer Majestät ein Cherub.“

„Hüten Sie sich nur vor diesem Cherub!“ erwiederte Frau von Ettershaiden eilig. „Sie kennen doch die Heldenthaten des Engel Cherub und wissen, daß er ganz wunderbaren göttlichen Geboten gehorchte, als er mit flammendem Schwerte die Menschen aus dem Paradiese verjagte. Warnen Sie den König Jerome vor diesem Cherub, der doppelzüngig zu sein scheint.“

Die Gräfin lachte und warf graziös den schönen Kopf auf. „Was fürchten Sie, Frau Baronin? Es wäre zu lächerlich, wenn Sie glauben könnten, daß es dem Marquis einfallen sollte gegen die Macht eines Napoleon zu conspiriren! O, mein Gott! Die Deutschen haben

Zeit gehabt zu lernen, daß ein Kaiser Napoleon unbesiegbar ist! Indessen ist Ihr Argwohn völlig unbegründet. Der Marquis ist der Königin zu treu ergeben, als daß er am Sturze ihres Reiches arbeiten sollte. Nein, nein, Madame, einem Mann, den Napoleon sechs Jahre lang zu vertraulichen Missionen benutzt hat, darf man schon trauen!"

„Es sei fern von mir dies Vertrauen erschüttern zu wollen," sagte Frau von Ettershaiden scharf und herbe. „Mir ist es nur sonderbar erschienen, daß dieser Herr sich mit großer Eilfertigkeit in der alten Burg Ettershaiden einzubürgern gedenkt. Was für Gründe könnte ein feiner Cavalier, ein Stern am geselligen Himmel Kassels, dem stark gehuldigt werden soll, wohl haben, sich einen Schlupfwinkel dieser Art zu wählen, wenn nicht Verhältnisse obwalteten, die ihm die großen Räumlichkeiten eines alten, winkeligen Gebäudes wünschenswerth erscheinen ließen."

„Nein, nein!" rief die Gräfin eifrig. „Das ist eine seiner Sonderbarkeiten! Der Marquis ist durch und durch ein Sonderling, Madame. Ein Weltweiser, trotz seiner Jugend! Ein Mann ohne Blut und Herz! Ein Verächter der Frauen! Er möchte den armen liebenswürdigen Jerome auch in Stein und Eisen verwandeln. Wie ein kalter Wasserstrahl wirkt seine Nähe auf jeden belebten Pulsschlag und sein spöttisch tadelnder Blick

vereif't jeden Blutstropfen. Ich habe meine ganze Kunst aufgeboten ihn zu fesseln, aber ich habe eine schmähliche Niederlage erlitten," schloß sie mit der leichtfertigen Heiterkeit einer echten Französin.

„Und dennoch spielen Sie eine so eifrige Vertheidigerin?" fragte Frau von Ettershaiden mit spöttischer Schadenfreude. „Der Marquis muß wunderbare Anziehungskräfte in sich haben, daß Sie ihm dies verzeihen?"

„Was läßt sich da thun? Man resignirt! Liebte er eine Andere, so würde ich es als eine Beleidigung betrachten und ihn mit Haß verfolgen! Da er uns Alle, gleich Kunstbildern, von fern bewundert, so trösten wir uns mit der Hoffnung, daß er eines Tages zum Leben erwachen und uns dann beglücken wird!" rief die junge Dame lachend.

„Er soll ein Deutscher sein" — warf Frau von Ettershaiden ein.

„Ein Deutscher?" wiederholte die Gräfin Ancelot. „Daran zweifle ich! Er spricht gut deutsch, aber das beweist nichts. Er spricht auch gut englisch und sogar russisch. Ich halte ihn für einen Franzosen, liebe Baronin. Schon um deswillen, weil er in geheimen Beziehungen zu Napoleon steht. Man bewundert seine Sprachfertigkeit allgemein, sie befähigt ihn zu den Diensten und Missionen, womit er betrauet wird. Jetzt ist er unliebenswürdiger, als je. Seit seiner Rückkehr von

Paris sieht man ihn in keinem Cirkel, aber desto eifriger conferirt er mit dem Könige. Er hat ganz gewiß etwas Besonderes vor. Jerome ist schon ganz philosophisch geworden — wir müssen ihn den Händen des Marquis und der ehrbaren Liebe der Königin zu entreißen suchen und dazu sollen Sie uns helfen, Madame!" schloß sie, siegesgewiß ihre leuchtenden Augen auf Frau von Ettershaiden heftend.

Mit gemischten Empfindungen hörte diese Dame zu. Ein behagliches Staunen rang sich bei den letzten Worten der Französin aus dem Gewirr ihrer Gefühle hervor. Sollte sie so bald ihre Wünsche gekrönt sehen? Man berief sie nach Kassel, um ihren Einfluß auf den jungen König zu erproben? Man trauete ihr Geist genug zu, um ihn zu erheitern?

„Ich verstehe Sie nicht, meine junge Dame!" sprach sie nach kurzer Ueberlegung sehr gelassen, indem sie die eitle Wallung ihres Innern niederkämpfte und würdig den Kopf etwas höher hob. Die Gräfin bewegte ihren Fächer mit graziöser Schalkhaftigkeit und benutzte ihn, um beiläufig den Gesichtsausdruck der deutschen, stolzen Edeldame zu mustern. Sie mußte wohl einsehen, daß sie zu plötzlich vorgeschritten sei, denn sie affectirte eine kleine Zerstreutheit und antwortete sehr gleichgültig:

„Es müßte Sie natürlich nicht belästigen, Frau Baronin!"

„Was wünschen Sie, was ich thun soll?“ fragte Frau von Ettershaiden etwas freundlicher. Sie erlag der größeren Schlauheit der intriguanten, jungen Französin, die sie durch diesen scheinbaren Rückzug zu reizen suchte.

„O, wir haben nur eine große Bitte an Sie,“ plauderte die Gräfin, zum vertraulichen Tone übergehend. „Es muß etwas Pikantes erfunden werden, etwas Fremdartiges, etwas deutsch Feenhaftes — Sie sind allbekannt die geistreichste Dame im ganzen deutschen Lande — Deutschland soll reizende Sagen haben von Wassernixen, von Bergkönigen und Waldfeen. — Da wollten wir Sie bitten, uns eine Allegorie zusammenzustellen, worin Sie aber eine Hauptrolle einnehmen müssen, Ihren persönlichen und geistigen Vorzügen angemessen.“

Ein höchst angenehmes Lächeln verdrängte bei dieser Bedingung den Ausdruck geduldiger Artigkeit, der bis dahin das ganz farblose Angesicht der Frau von Ettershaiden charakterisirt hatte.

„Verstehen Sie nun meinen Wunsch, Madame?“ fragte die Gräfin, ihre Augen in koketter Gluth auf sie heftend.

„Vollkommen, liebe Gräfin, und ich fühle mich von der Idee so sehr angesprochen, daß ich geneigt bin auf Ihre Wünsche einzugehen!“

Die Gräfin ergriff ihre Hand und küßte sie. „Es wird etwas Neues für den König sein,“ sagte sie schmeichelnd.

„Wir müssen die ganze Ausstattung überraschend und fesselnd machen. Ein schönes, blondes Mädchen muß als die Göttin Freya — so heißt sie ja wohl — figuriren. — Der König schwärmt jetzt für blonde Mädchen!“ fügte sie leicht hinzu. „Wir müssen Conferenzen halten, Madame — ah — wie freue ich mich auf diese Gemäldestellung, die großartig werden wird!“

Frau von Ettershaiden stand auf und ging zu ihrem Schreibtische, um sich Papier und Bleistift zu holen. Die Gräfin sah ihr mit einem versteckten Lächeln nach.

„Sie wollen mir gleich eine Zeichnung machen?“ fragte sie. „Wie lieb Sie sind, theure Baronin! Aber, ehe wir uns vertiefen in unsern Plan, bitte ich Sie, mir Ihre Kinder vorzustellen — wollen Sie?“

Frau von Ettershaiden kam lächelnd zurück mit einem großen Necessaire und Geräthschaften zum Zeichnen bewaffnet, die sie geschäftig vor sich ausbreitete. Ein Beweis, daß sie nicht unbewandert in der Kunstfertigkeit war, die man von ihr verlangte.

„Meine Kinder soll ich Ihnen vorstellen?“ wiederholte sie zerstreut. „Es thut mir leid Ihnen antworten zu müssen, daß Gott mir das Glück versagt hat Kinder zu besitzen.“

Die Gräfin richtete sich überrascht sehr schnell auf. „Ich hörte doch —“ sagte sie vorsichtig.

„Ja, zwei Pflegetöchter sind in unsere Obhut ge-

kommen. Eine Nichte von mir und eine kleine Bürgerliche räthselhaften Herkommens, die mein Gemahl bevormundet."

„Räthselhaften Herkommens," wiederholte die Gräfin bezeichnend. „Mir flößen dergleichen Räthsel Interesse ein."

Frau von Ettershaiden, beschäftigt mit ihrem Plane zu der verlangten Allegorie, machte eine abwehrende Bewegung. „Hier liegt nichts Romantisches vor!" sprach sie kurz. „Eine Madame Tyrnau, Wittwe und sehr reich, dazu als Katholikin sehr isolirt in Berlin, hatte ihrem Beichtvater aufgetragen, das kleine trotzige Mädchen unter Ettershaidens Schutz zu stellen. Weiter nichts! Bisweilen ist mir freilich der Gedanke gekommen, daß ein gewisser Zusammenhang in dieser zufälligen Vormundschaft liegen könne — die Prinzen unsers königlichen Hauses, vornämlich aber Prinz Louis, liebten die Liaisons mit Bürgermädchen — allein es ist im Laufe der Zeit nichts vorgekommen, was meine Idee hätte bestätigen können. Das ganze Wesen dieses Kindes beweiset eine plebejische Abkunft!"

Ein eigenthümliches Lächeln der Gräfin verrieth, daß sie eine sehr abweichende Schilderung dieses Kindes vernommen hatte. Der Courier, welcher den Marquis d'Etérais angemeldet hatte, gehörte zu den vertrauten Dienern des Königs. Sein Kennerblick war auf Fides

gefallen, als sie, ihrer französischen Lesestunde überhoben, in wilder Hast die Freiheit gesucht hatte. Um den König Jerome der ernsten Einwirkung seiner Gemahlin zu entziehen, mußten neue Erscheinungen in der Geselligkeit auftauchen, die ihn zu fesseln vermochten und die Gräfin Ancelot hatte es übernommen, die Fähigkeiten des schönen, wilden Mädchens zu prüfen, welches ihr als ein Wunderwerk deutscher Reize gepriesen worden war. Ein Gegenbesuch bei Frau von Ettershaiden war ganz in der Ordnung. Nur kam es darauf an, daß diesem Besuche gleich von vorn herein eine Bedeutung untergelegt wurde, um die prüden Bedenken der deutschen Edeldame zu ersticken. Triumphirend blickte die schlaue Französin auf Frau von Ettershaiden nieder, die ihrer Arglist unterlegen war. Sie sah sich schon im Besitze eines Mittels, ihren Einfluß auf den König wieder zu befestigen, der flatterhafter, als ein Schmetterling, nur noch durch pikante Schönheiten zu fesseln war. Indem sie der Eitelkeit der deutschen Edeldame Tribut zollte, glaubte sie ohne Schwierigkeit sich der Mitwirkung des schönen Mädchens zu versichern und steuerte nun mit vollen Segeln auf den Hauptzweck ihres Besuches los.

„Die Abkunft des Mädchens thut nichts zur Sache!“ erwiederte sie leichtfertig und vertraulich. „Eine Hauptsache ist ihre Schönheit, Madame.“

Frau von Ettershaiden horchte scharf auf, ließ aber nicht das geringste Zeichen einer gesteigerten Aufmerksamkeit sehen.

„Sie ist schön, nicht wahr, Madame?“ fragte die Gräfin, nachlässig mit ihrem Fächer spielend.

„Sprechen Sie von Fides Tyrnau?“ wendete Frau von Ettershaiden ausdruckslos ein und zeichnete weiter.

„Wohl — ich spreche von der Pflegetochter, die blond und schön ist, wie eine Tochter der Freya! Sie soll eine Rolle in unserm Gemälde übernehmen!“

Frau von Ettershaiden wußte jetzt, woran sie war. Es kostete ihr Mühe, ihre Aufwallung zu unterdrücken, aber sie wurde ihrer Meister.

„Man sagte mir, sie sei Ihre Tochter! Man pries mir ihre auffallende Schönheit! Darf ich dies Mädchen nicht sehen? Mir fehlt es in Kassel an blonden Damen.“

„Und der König schwärmt jetzt für Blondinen,“ warf Frau von Ettershaiden ruhig ein. —

„Wohl — für blonde Mädchen mit feurigen Augen und wallendem Blute. Nur nicht für jene sanften Blondinen mit aschfarbigem Haar und Madonnenaugen!“ Ihre Pflegetochter soll in Wahrheit ein Ideal deutscher Schönheit sein — wollen Sie mir die Freude machen, sie bewundern zu dürfen?“

„Fides ist nicht zu Haus. Sie ist mit meiner Nichte Melitta und mit meinem Gemahle zum Besuche in der

Nachbarschaft," antwortete Frau von Ettershaiden ganz gleichgültig, indem sie ihren Crayon vervollständigte und mit einer hastigen Bewegung vor die Gräfin schob.

„Sehen Sie hier, Frau Gräfin. — Diese Gruppirung haben wir zu jener schönen Zeit, als unsere Königin Luise mit feinem Geiste lebende Bilder ordnete, erprobt. Es sind nur die Costüme zu wählen, um jedes mythologische Gemälde hervorzubringen."

„Ach — vortrefflich!" rief die Gräfin exaltirt, konnte aber ihren Verdruß über Fides' Abwesenheit nicht verbergen, sondern verrieth ihn durch den Zusatz: „Was hilft mir das, wenn ich das schöne, blonde Mädchen, dem Alles dies zur Folie dienen soll, nicht sehen kann!"

„Ich muß dies eben so lebhaft bedauern, wie Sie," entgegnete Frau von Ettershaiden kalt und feierlich, während sie ihr Necessaire wieder ordnete und dann mit der Manier einer Dame aufstand, welche einen Besuch zu beenden wünscht.

Die Gräfin drückte sich aber fester in die Kissen der Ottomane und sagte: „Ich muß sie sehen! Sagen Sie mir, wann Fides zurückkommt! Sagen Sie mir, wohin sie ist!"

Frau von Ettershaiden wechselte die Farbe. Sie überlegte rasch das dafür und das dawider.

Wenn ihr Gatte diese Dame in seinem Hause be-

grüßen mußte, so war der Bruch vollständig. Sie wollte aber nicht mit ihm brechen! Die Erfahrungen der letzten Stunde hatten etwas in ihr wach geschrieen, was dem fernern Verkehr mit dieser Gräfin Ancelot sehr ungünstig war. Der Stolz auf ihre Geburt und der Hochmuth ihrer Seele verband sich mit einem tiefen Abscheu vor jeder Gemeinheit. Zwar hatte der Durst nach geselliger Auszeichnung ihren Verstand oft schon zu umschleiern gewußt und sie, so zu sagen, zu unedlen Künsten erniedrigt, aber ihr Stolz hob noch immer die Klugheit zur rechten Zeit aus der Verdüsterung empor und brachte ihre Vernunft zur Herrschaft. Eingedenk der Voreiligkeit, womit sie diesen Gegenbesuch herbeigeführt hatte, beschloß sie einen klugen, ganz unbemerkten Rückzug vorzubereiten und antwortete deshalb ziemlich verbindlich und halb scherzhaft:

„Wie leid thut mir's, Ihre Fragen nicht beantworten zu können, liebe Gräfin! Fides ist der erklärte Liebling meines Gemahles und erfreuet sich seines besondern Schutzes. Ich bin seit einiger Zeit mit der jungen Person zerfallen, weil sie sich trotzig geweigert mir französisch vorlesen zu wollen. Man ignorirt mich jetzt im Schlosse! Ich huldige der französischen Politik, ich bekenne mich zu denselben Principien, wie der Welteroberer Napoleon, der die Gunst des Zufalles als eine Vorsehung Gottes betrachtet und seine persönlichen Be-

gierden damit verknüpft. Zufolge dieser Meinungsverschiedenheit meidet man mich!"

„Aber mein Gott, wie kann man jetzt noch anderer Meinung sein, als der Mann, der in kurzem die ganze Welt unter seinem Scepter haben wird!" unterbrach die Gräfin sie mit naivem Patriotismus.

Frau von Ettershaiden zuckte mitleidig die Schultern. „Der Deutsche ist schwerfällig und pedantisch!" sagte sie.

„Giebt's denn noch viele Deutsche im Lande?" fragte die Gräfin mit liebenswürdiger Anmaßung und Unwissenheit.

„Nun —" antwortete Frau von Ettershaiden bedeutungsvoll, „in Kassel mögen die Leute denken, daß es nicht viel Deutsche giebt, die sich gegen den französischen Scepter erheben möchten, aber Sie befinden sich hier auf preußischem Grund und Boden, wo man den Haß so weit treibt, daß man die französische Sprache sogar verpönt hat."

Diese List schlug an. Die Gräfin, wie von Furcht emporgeschnellt, erhob sich eiligst.

„Sie sind preußisch?!" schrie sie entsetzt und trat einen Schritt von ihr zurück.

„Ich nicht, aber mein Gemahl ist sehr preußisch gesinnt!" war die ruhige Antwort der Frau von Ettershaiden. „Er zürnt jetzt ernstlich mit mir und hält seine

Pflegetöchter geflissentlich fern von mir. Doch wird sich das ändern und dann steht unsern Wünschen nichts im Wege. Fides ist durch Schmeicheleien zu gewinnen — alles Andere findet sich!"

„Aber das ist ja entsetzlich, daß uns Preußen so nahe liegt!" rief die Gräfin im vollsten Unmuthe. „Warum duldet Napoleon das, da er doch die Preußen so glühend haßt und sie so fürchterlich verachtet? Warum verjagt Jerome, der den Preußen auch abhold ist, die Preußen nicht von seinen Gränzen? Es ist empörend, seinen erbitterten Feinden so nahe zu sein, daß man ihnen auf der Landstraße begegnen kann!"

„Das ist allerdings empörend," antwortete Frau von Ettershaiden mit klaren, festen Blicken und mit einer merklichen Beimischung von Spott. „Nur liegt in diesem Falle die Schuld nicht an dem Preußen, sondern am Franzosen, Frau Gräfin, denn ich glaube behaupten zu können, daß den Preußen die Nähe eines französischen Reiches eben so zuwider ist, wie Ihnen meine Landsleute. Doch — das findet sich!"

„Wohl! Das wird und muß sich ändern, Madame!" rief die Gräfin prahlerisch. „Ich werde Jerome von der Gefahr unterrichten, der ich mich, seinetwegen, ausgesetzt habe."

„Thun Sie das! Vielleicht verändert Se. Maje-

stät die Gränzlinie um Ihretwillen," antwortete Frau von Ettershaiden mit leichtem Lachen.

„Eher werde ich Sie nicht wieder besuchen, Madame!" sprach die Gräfin anmaßend. „Ich erwarte Sie bald in Kassel zu sehen, doch nicht ohne Ihre reizende Pflegetochter! Ich will die Kleine kennen lernen — vergessen Sie das nicht!"

Frau von Ettershaiden neigte sich stumm. Als sie sich endlich allein sah, warf sie sich in einem Anfalle tiefer, leidenschaftlicher Bewegung auf die Ottomane nieder und verhüllte das Gesicht mit beiden Händen.

Ob sie sich reuig zu Gott wendete und ihn anflehete, mit den Strahlen göttlicher Liebe ihr irrendes Herz zu läutern, damit sie veredelt aus dieser Demüthigung hervorgehe?

Nein! Es waren nur dunkle, verworrene Vorstellungen, die ihre Seele bedrückten und ihren Geist ängstigten. Die Macht sich aufzuraffen und den richtigen Weg zur Ausgleichung aller eingerissenen Mißverhältnisse aufzusuchen, fehlte ihr noch. Sie hatte durch eine lange Reihe von Jahren nur den Vorstellungen ihrer krankhaft aufgeregten Einbildungskraft gelebt und sich nie dem Nachdenken über jene Dinge hingegeben, die Gott näher führen, wie hätte sie jetzt gleich einen Weg zum Troste und zur Erhebung finden können, den sie nie betreten hatte, der ihr ganz unbekannt war. Sie

fühlte sich zur Buße verdammt, ohne die Reue zu kennen. Sie fühlte sich gedemüthigt, ohne ihre Schuld zu begreifen.

Der Ursprung ihrer Fehler lag in der frühesten Jugendzeit. Diese Fehler waren durch falsche Begriffe genährt und durch den Stolz des Selbstbewußtseins gehärtet.

Die Liebe, das heißt, eine echte, wahre, zärtliche Liebe, hätte diese Fehler zerstören können, aber sie opferte bereitwillig die Seligkeit des Herzens ihrer Eitelkeit und rang um den Besitz eines Mannes, der ihr einen Platz in der Gesellschaft anbieten konnte.

Dachte sie nicht in diesem schweren Momente einer peinlichen Selbsterkenntniß an jene arme Gattin, die zu früh verblüht und geistig dem Gatten nicht ebenbürtig, ihrer Eitelkeit weichen mußte?

Nein! Sie erkannte kein Unrecht in dem Streite um den Besitz eines Mannes. Die laxen Grundsätze der Zeit wurden von oben herab dem Volke eingeimpft. Man verlachte die Heiligkeit der Ehe, seitdem Preußens Herrscher außer einer rechtmäßigen Gattin noch eine Frau an linker Hand und eine öffentlich anerkannte Geliebte, aus dem gemeinen Volke stammend, hatte. Wie sollte diese Dame, die in der Hofluft groß geworden war, eine Sünde darin sehen, daß ein kräftiger, schöner Mann sich von seiner Gattin lossagte und sie, die blü-

hende, schöne Jungfrau, mit heißer Leidenschaft in die Rechte einer zu alt und unansehnlich gewordenen Frau einsetzte? Sie fand das ganz in der Ordnung und würde erstaunt gewesen sein, wenn man sie deshalb hätte tadeln wollen.

Allein so wenig bußfertig Frau von Ettershaiden auch war, das Licht der Erkenntniß, welches ihr den faulen Fleck im Hofleben des Königs von Westphalen erhellt hatte, wirkte mächtig in ihrem, von Selbstsucht umdunkelten Dasein. Sie durchschauete den fluchwürdigen Eifer, womit man die Sinne des schwachen, gutmüthigen Königs beschäftigte, um freies Spiel zu haben und das Elend der Zukunft trat dadurch in festen Umrissen vor ihre Seele.

---

# VII. Capitel.

## In der alten Burg.

Den ersten warmen, frühlingsfrischen Maitagen waren trübe regnerische Wochen gefolgt, worin Alles vernichtet worden war, was geblühet hatte. Aber die schöpferische Kraft der Natur regte sich mächtiger noch als zuvor nach diesen Regentagen und ehe der menschliche Unmuth über die ewigen Regenwolken verflogen war, duftete, grünte und blühete es im Wald, Garten und Flur, zur Freude aller irdischen Geschöpfe.

Melitta und Fides, nie zum Stubensitzen geneigt, flogen wie zwei Waldtauben an dem ersten heitern Morgen hinaus und eilten die Pappelallee entlang, dem Hause des Förster Lukas zu, der stets die schönsten Blumen hatte.

Die Aurikeln waren freilich längst verblühet, aber dafür gab es Schneebälle, Pfingstrosen, Stiefmütterchen

und Violen in Menge und die beiden flüchtigen Mädchen wollten einen Strauß haben für die Blumenvasen des lieben Herrn Onkels.

O, wie hatte sich Alles verändert in so wenigen Wochen. Fides pries es wenigstens mit voller, ungeschmälerter Freude, doch Melitta sah ernster aus, als sonst, wenn sie auch innerlich des freieren Lebens sich freute.

Melitta hatte Grund zu klagen. Seit jenem Tage, wo der Besuch des Marquis d'Etérais Oswald von Wangera verjagt hatte, war er noch nicht wieder in Ettershaiden gewesen. Die Entbehrung klärte sie über den Zustand ihres Herzens auf, weckte aber zugleich den festen Willen in ihr, allen Hoffnungen zu entsagen, die sie unbewußt in sich genährt hatte. Sie gab sich keine Mühe ihn zu vergessen — das zu bewerkstelligen überließ sie der Zeit — aber sie gab sich Mühe ihre stille Sehnsucht und die bittere Täuschung ihres Herzens zu verstecken. Selbst Fides wurde von ihrer Ruhe getäuscht und übersah die stille Wehmuth, welche in Melitta's sanften Augen nistete.

Fröhlich plaudernd näherten sie sich der alten Burg und wollten eben in den Fußpfad einbiegen, der nach der Brücke des Baches führte, welchen sie passiren mußten, ehe sie zum Försterhause gelangten, als Fides stehen blieb und überrascht das ganze Terrain um die Burg überschaute.

„Sieh doch, Melitta!" sagte sie, rundum deutend, „ist es nicht, als hätten die Waldgeister hier gehauset

und Ordnung gemacht? Wo sind die mächtigen abscheulichen Nesseln hingekommen? Wer hat das Gras so schön geschoren? Wer ordnete die wilden Sträucher so geschmackvoll, daß sie aussehen, wie Ziergewächse?"

Melitta folgte den Andeutungen, die Fides gab, und mußte zugestehen, daß die Veränderung allerdings zauberhaft sei.

„Die alten Mauern sind vom Regen rein gewaschen," fuhr Fides mit gleichem Eifer fort. Ob es vielleicht wahr ist, daß der feine Hofcavalier hieher flüchten will, um philosophische Betrachtungen über den Wechsel des Lebens anzustellen?"

„Du meinst den Marquis d'Etérais?" fragte Melitta. „Allerdings, der will hieher flüchten, wie Du es nennst. Meine Tante sprach davon, daß dem Könige von Westphalen das Recht von der preußischen Regierung zuerkannt ist, über die Burg frei und unbeschränkt verfügen zu können. Der König Jerome hat sie darauf in aller Form dem Marquis geschenkt."

Während dieses Gespräches wenn sie der Burg ganz nahe gekommen und schritten an der Mauer entlang, die das Gebäude umgab. Sie mußten an dem Thorwege vorüber. Zu ihrem Erstaunen führte eine frische Wagenspur in diesen längst geschlossenen Eingang, die sich so scharf in dem vom Regen aufgeweichten Boden abzeich-

nete, daß man sie bis zum Walde verfolgen konnte. Von dort mußte also der Wagen gekommen sein.

Melitta setzte ihren Weg nach einer kurzen Betrachtung fort, Fides blieb jedoch stehen und untersuchte schüchtern die Thorflügel, die nachlässig angelehnt schienen.

Richtig, das Thor war nicht wieder geschlossen und öffnete sich bereitwillig unter der leisen Berührung des jungen, neugierigen Mädchens.

„Melitta!“ rief sie erfreut. „Melitta die Burg ist offen! Bitte, laß uns hinein gehen. Ich brenne vor Neugier, das Innere derselben kennen zu lernen.“

Melitta wendete sich zu ihr herum und deutete mit leichtem Kopfschütteln an, daß sie nicht Lust habe, dieser Aufforderung Folge zu leisten.

„O, Melitta — nur hineinsehen wollen wir! Nur den Hof betrachten, der durch die hohen Pappeln, die über der Mauer hervorragen, reizend sein muß.“

„Nein! Nein! Komm! Unser unbefugtes Eintreten könnte uns in Unannehmlichkeiten stürzen. Komm, Fides!“ Sie schritt eiliger weiter, in der Voraussetzung, daß Fides nun unverweilt folgen werde. Diese beharrte indessen eigenwillig auf ihren Vorsatz und schob mit kräftigerem Drucke die schweren Thore zurück, nochmals den Namen ihrer Freundin rufend. Als sie den Eingang weit genug geöffnet hatte, um hineinblicken zu können, fand sie sich zu ihrem Schrecken plötzlich Aug' im Auge

mit einem Manne, der lächelnd zu ihr niederblickte und mit artiger Bereitwilligkeit den Thorflügel ganz zurück warf. Es war der Marquis d'Etérais, der im Hofe gestanden hatte, als die Neugier der jungen Damen sie zu Aeußerungen verleitete, die seine Aufmerksamkeit weckten.

Erschrocken, als sähe sie einen Geist der Vorzeit, starrte Fides den jungen Mann eine Secunde lang an, dann wählte sie den kürzesten und sichersten Weg sich aus dieser Verlegenheit zu retten. Sie lief eiligst ihrer Freundin nach und erzählte mit muthwilligem Flüstern, was geschehen sei.

Der Marquis blickte den jungen Damen sinnend nach. „Melitta!" flüsterte er vor sich hin. „Melitta? Wo habe ich diesen Namen schon gehört. Melitta? Ein lieblicher Name! Wie ein Klang aus fernem Lande und doch so heimathlich bekannt!"

Sein Auge verfolgte die beiden jugendlichen Gestalten, bis sie in dem Hause des Försters verschwanden, das kaum tausend Schritte von der Burgmauer entfernt lag. Wie ein Zauber lag es auf dem Marquis, der in die leere Luft hineinstarrte, als sähe er Lichtgestalten aus dem Dunkel vergangener Zeiten auftauchen. Mit dem Namen Melitta schien seine Seele von einem Traume erlöst zu sein. Gleich einem Verhängnisse trat dieser Name wieder vor seine Phantasie, als sie müde

des wirren Weltlebens, sich in einer Einsamkeit ausruhen und erfrischen wollte.

Er durfte dieser Mahnung seines Geschickes nicht widerstreben. Es zog ihn den Mädchengestalten nach mit einer Wallung, wie er sie noch nicht gekannt hatte. Zur Neugier war diese innere Regung zu überwältigend und doch nannte er sie nur Neugier, die ihn trieb dem Wesen nachzuforschen, das Melitta hieß!

Rasch wendete er sich in den Hof zurück, wo ein hübscher Reisewagen angespannt stand und der Diener, seines Einsteigens gewärtig, den Schlag geöffnet hielt.

„Gieb mir die Schlüssel, Gerhard," sagte er zu dem Diener und nahm sie ihm aus der Hand. „Fahrt langsam nach jener Gartenhecke hinauf — ich will dem Förster die Schlüssel selbst bringen und ihn von meinen weitern Anordnungen in Kenntniß setzen!" „Das Thor kann offen bleiben," fügte er zurückblickend hinzu und ging sehr langsam und gedankenvoll denselben Fußpfad entlang, den die beiden jungen Damen kurz vor ihm durchschritten hatten. Noch rang sein Geist mit den unbestimmten Bildern, die sich schwankend vor demselben hin und her bewegten. Aber ehe er die Schwelle des kleinen, hübschen Försterhauses erreichte, klärte sich die Nebelhülle und wie ein Blitz durchspaltete eine Erinnerung die dichten Wolken, die ihn umwogten.

Melitta und Fides waren unterdessen schon nach

dem Garten des Försters geeilt, der sich bis zur Burgmauer heranzog. Sie fanden den alten Mann beschäftigt Rosenstöcke anzubinden und wurden von ihm mit lauter, herzlicher Freude begrüßt. Besonders Fides schien ihm eine liebe und vertraute Besucherin, denn er führte sie sogleich zu einem Blumenbeete, während Melitta sich auf der Bank einer schattigen Laube niederließ und schwermüthig über den niedrigen Gartenzaun in die Pappelallee hineinschauete, die nach Wangerode hinabging.

Bald gesellte sich Fides ihr wieder zu und erzählte lebhaft, daß sie so eben vom Förster erfahren habe, der Marquis sei in der Burg.

„Ob er das war?“ fragte sie begierig, ohne zu bedenken, daß Melitta dies eben so wenig wissen könne, wie sie. „Der Förster sagt, es sei ein seltsames Ding mit diesem Marquis,“ sprach sie rasch weiter. „Der Förster meint, dieser Marquis sei schon früher in der alten Burg gewesen, denn er kenne jeden Winkel darin. Nicht wahr, alter Lukas?“ fragte sie den Näherkommenden, der sich Mühe gab, ein recht schönes Bouquet Blumen zusammen zu suchen. Er blieb vor der Laube stehen und antwortete augenblicklich:

„Ja wohl, Mademoiselle Fides!“

„Woraus schließt Ihr denn, daß der Marquis jeden Winkel kennt?“ fragte Melitta lächelnd, denn sie kannte

des alten Försters Manier den Geheimnißvollen zu spielen. „Ei, wer ohne Weiteres auf die verborgene Thür des sogenannten Prinzeßzimmers losgeht und auf die Feder drückt, ohne fehl zu greifen, der muß wohl diese Thür mit dem sonderbaren Schlosse schon oft geöffnet haben. Ich selbst, der ich jahrelang als Diener in der Burg gelebt habe, muß immer erst nach dem Knopfe suchen, der eben so aussieht, wie die andern Goldnägel der Thür."

„Ich möchte die Burg doch gar zu gern einmal besehen," sagte Fides.

„Das wäre leicht zu machen, Mademoiselle Fides," antwortete der Förster schnell.

Fides faßte vertraulich seine Hand und sah ihn schmeichelnd an. „Der Marquis wird sehr bald wieder fortfahren. Sein Diener sagte mir, er wolle nur einige Anordnungen treffen. Wenn er die Burg verlassen hat, führe ich mit gnädigster Erlaubniß die Damen hinüber. Es sieht schon ganz hübsch d'rinnen aus. Seit mehreren Tagen ist drinnen gearbeitet. Gestern sind die Maurer fertig geworden.

„Ah so! Siehst Du, Melitta — deshalb sah die alte Mauer auch aus, als wäre sie gewaschen. Sie ist reparirt, nicht wahr?"

Ein Geräusch im Hause lenkte des Försters Aufmerksamkeit dorthin. Sein Hund schlug an. Gleich

darauf knarrte die Pforte und eine Männergestalt wurde zwischen den Bäumen sichtbar.

„Der Marquis!“ flüsterte der Förster und ging ihm ehrerbietig entgegen. Die beiden jungen Mädchen errötheten und wechselten einen Blick, der von der einen Seite vorwurfsvoll, von der andern aber höchst schelmisch ausfiel. In Fides regte sich zum ersten Male das Wohlgefallen an der Huldigung des Mannes, denn sie nahm fälschlich an, daß der Marquis von ihrer Erscheinung überrascht, ihr gefolgt sei. Melitta vergaß jedoch nicht einen Moment, was sie ihrer Geburt schuldig war und sie erblickte in dem hübschen jungen Manne nur den leichtfertigen Franzosen, welcher die Gelegenheit wahrzunehmen trachtete, zwei unbekannte Damen mit seiner Liebenswürdigkeit zu behelligen. Nach diesen Reflexionen fielen die Begrüßungen aus. Melitta neigte sich anstandsvoll, wie eine Dame bei der Hofcour — Fides nickte leicht mit dem Kopfe und zog sich verlegen ein wenig hinter Melitta zurück. Der Marquis aber entsprach keineswegs den vorgefaßten Meinungen, womit er empfangen wurde. Mit dem ruhigsten Anstande näherte er sich den jungen Mädchen und sagte rasch:

„Ich habe sicherlich die Ehre, in Ihnen die Verwandten des Herrn Oberhofjägermeister von Ettershaiden zu begrüßen und da ich von Einer der Damen den Wunsch aussprechen hörte, die Burg besichtigen zu kön-

nen, so erlaube ich mir, mich zu Ihrem Führer anzubieten. Ich kenne vielleicht besser, als irgend Jemand — diesen würdigen Förster ausgenommen — die interessanten Localitäten. Ziehen Sie es aber vor, meine Gesellschaft abzulehnen, so biete ich Ihnen hiermit die betreffenden Schlüssel zu meinem neuen Eigenthume," setzte er ernster hinzu, als er einem stolzen und kalten Lächeln Melitta's begegnete.

„O, Melitta —" flüsterte Fides bittend und schlang ihre Arme um den Nacken der Freundin. Die junge Dame, voller Standesvorurtheile, wie ihre Tante, wenn es eine äußerliche Stellung zu behaupten galt, dachte einen Augenblick nach. Fides bat — wie hätte sie widerstehen können und schlimmsten Falles übernahm sie mit ihrer Nachgiebigkeit nur eine Verantwortung gegen ihren Onkel, der sich in seinen Gesprächen stets wohlwollend über diesen Fremdling geäußert hatte. Der Marquis war durch die Besitznahme der alten Burg in eine gewisse Beziehung zur Familie Ettershaiden getreten und wenn sie des Anstandes halber den Förster zur Begleitung mit nahm, so waren alle Regeln beobachtet, die zu beobachten ihre strenge und förmliche Erziehung sie gelehrt hatte.

Melitta winkte dem Förster und stand bereitwillig auf, um der Einladung des Marquis ohne große Complimente zu folgen. Fides triumphirte, mäßigte jedoch

ihre Freudenbezeigungen und schritt schweigend neben Melitta her, die sich mit dem Marquis in ein Gespräch einließ. Sie erreichten bald die Burg. Unter den Schauern einer kleinen Herzensbeklommenheit betrat Fides den Hof, der sich dunkel wie ein Grabgewölbe erwies, weil die Pappeln, von keiner Menschenhand beschränkt, sich nach allen Seiten, von der Wurzel bis zum Wipfel, belaubt hatten. Ein grüner Moorschleim überzog den mit Fliesen gepflasterten Hof, von dem erst jetzt das Laub entfernt war, welches seit einem Jahrzehnt hier gemodert hatte.

„O die Bäume sind schrecklich," flüsterte Fides ihrer Freundin zu, „und von außen gesehen bilden sie einen Schmuck des Gebäudes!"

„So ist es oft im Leben, mein Fräulein," sagte der Marquis. „Was äußerlich als ein Vorzug erscheint, ist die Qual des Menschen! Die Bäume sollen mir als Beispiel dienen, mein inneres Sein so zu modeln, daß es in Harmonie mit allen Aeußerlichkeiten steht. Wenn Sie eines Tages diese hohen, schlanken Pappeln als einen Schmuck des Hofes betrachten müssen, so denken Sie an meine Worte." Fides lächelte etwas schüchtern. Sie glaubte der Tadel habe den Marquis verletzt.

Der Hof der Burg bildete ein unregelmäßiges Viereck. Von drei Seiten war er mit Gebäuden besetzt, die vierte Seite bildete die dicke Mauer, welche

dem Walde zugewendet lag. Hier zeigten sich Spuren vom Versuche eine Pforte einzubrechen. Man hatte aber von dem Vorsatze abstehen müssen, weil das Gestein zusammen zu stürzen drohte.

„Ich wollte mir einen directen Weg zum Walde erzwingen," sagte der Marquis, leicht lächelnd auf diese Stelle deutend. „Aber es geht nicht Alles, was man will."

„Benutzen Sie doch die zugemauerte Pforte in des Försters Garten," rief Fides vorschnell. Der Marquis, eben im Begriff die steinerne Freitreppe zum Wohngebäude empor zu steigen, stand betroffen still. „Eine Pforte —? Wo ist die zu finden? Ha — ich erinnere mich! Neben dem großen Eßzimmer ist ein schmaler dunkler Gang — ich habe nicht begreifen können, wozu dieser Gang gedient haben könne — er führt jedenfalls zur Pforte, die man der Sicherheit wegen vermauert hat."

„Allerdings, gnädiger Herr," berichtigte der Förster, „Mademoiselle Fides fand neulich, als sie Epheu pflückte, die Spuren der frischeren Mauer und meinte, dort seien wohl die Ritterfräulein eingemauert!"

Der Marquis lachte über die Phantasiegemälde des jungen Mädchens, blickte aber fragend und verwundert zum Förster auf, weil ihm auffiel, daß er die Dame als „Mademoiselle" aufführte. Ich freue mich,

durch diesen Zufall zur Entdeckung eines Ausganges gekommen zu sein, der meine Bequemlichkeit wesentlich erhöht, sagte er artig, aber merklich ceremoniöser, als bisher, denn er mußte annehmen, Fides bekleide eine untergeordnete Stelle im Hause des ehemaligen Oberlandjägermeisters. Er ging dann rasch voraus und öffnete die schwere Eisenthür, welche den gewölbten Eingang zum Hause verschloß. Ein hoher, unregelmäßiger Vorflur, der nur ein spärliches Licht durch einige kleine Fenster empfing, breitete sich vor ihren Augen aus. Trotz der unsichern Beleuchtung machte dieser Flur einen freundlichen Eindruck. Die weißen Estrichwände, die gleich dem Estrichfußboden, schon gesäubert und neu gestrichen waren, warfen den matten Lichtschimmer zurück und hoben ihn gleichsam bis zu einem gedämpften Glanze. Die dunkeln, reichgeschmückten Thüren und Treppengeländer traten grell hervor gegen die weißen Wölbungen und gaben denselben ein würdig vornehmes Ansehen.

Der Marquis warf eine der Flügelthüren auf. „Dies ist das besterhaltene Zimmer", sagte er lebhaft, „ich zeige es Ihnen zuerst, um Sie für mein Besitzthum einzunehmen." Melitta und Fides waren sichtlich überrascht. „Ich begreife nicht, warum man dieses Gebäude unbenutzt gelassen hat!" rief die Erstere in ihrer Ueberraschung aus und eilte den großen Bo-

genfenstern zu, die zwei schöne, gothisch gewölbte Nischen bildeten. Das ganze Zimmer war leer. Nur hier standen Sessel, welche eigens zu den Fensterwölbungen gemacht schienen. Runde Nischen mit Marmorplatten vollendeten dies Ameublement.

Melitta trat an's Fenster. Der Marquis folgte ihr. Fides blieb ein wenig zurück und betrachtete die reichen Tapeten, welche zwar etwas verstaubt, aber sonst noch gut erhalten waren.

„Sehen Sie die prächtige Aussicht, mein gnädiges Fräulein," sprach der Marquis, indem er auf das wirklich reiche und abwechselnde Panorama deutete.

„Mein Gott, Fides," antwortete Melitta, seine Rede mit diesem Ausrufe von sich ablenkend. „Ist das nicht Wangeroda? Wie kommt Wangeroda hieher? Wie ist es möglich, daß man Wangeroda hier sehen kann? Sieh doch, Fides, der Teich mit seinen Pappeln — sieh' doch! Irre ich mich oder ist's Wangeroda?"

„Es ist Wangeroda," versetzte der Marquis. „Ich unterlag durch dies Spiel der Natur der Täuschung, Wangeroda müsse der Burg sehr nahe sein. Aber bei einiger Aufmerksamkeit findet man, daß die wellenförmige Landschaft hier gerade einen bogenförmigen Einschnitt erhalten hat, welcher vielleicht ursprünglich ganz mit Wasser ausgefüllt gewesen ist. Der Erbauer der

Burg hat einen guten Geschmack bewiesen, die Front derselben diesem Einschnitte zuzuwenden. Es macht einen überraschenden Eindruck, plötzlich so weit in's Land hineinsehen zu können."

„Die Anlage der Burg wird einem Raubritter zugeschrieben," erklärte Melitta lächelnd. „Vielleicht scheitert hieran Ihre gute Meinung vom romantischen Geschmacke der Ettershaiden."

„Gefällt es Ihnen daran zu zweifeln, so folge ich Ihrem Beispiele sehr willig," entgegnete der Marquis scherzend, indem er dem hübschen Mädchen ausdrucksvoll in's Auge blickte. Sie erwiederte nichts auf seinen Scherz und senkte ihren Blick mit einer Ruhe, die ein Zeugniß ihres unbewegten Innern gab. Aber befremdet war sie von diesem forschenden Blicke, der nichts von fader Huldigung verrieth, sondern einem tiefen, vergleichenden Schauen ähnlich sah. Ehe sie mit sich einig wurde, was sie darüber denken solle, begann der Marquis sehr beeilt und rückhaltslos: „Sie erlauben mir eine unbescheidene Frage, mein gnädiges Fräulein. Sind Sie jemals in Potsdam gewesen? Das heißt, vor längerer Zeit, vielleicht vor sieben Jahren? Haben Sie vielleicht dort sich aufgehalten?"

Melitta blickte sinnend vor sich hin. Fides schlich ihr unbemerkt näher und betrachtete den fremden Mann, der sich durch diese Frage in ihren Ideenkreis einbür-

gerte, mit größerer Aufmerksamkeit als bisher. Er gefiel ihr außerordentlich. Sein dunkles, strahlendes Augenpaar mit einem Ausdrucke auf Melitta geheftet, woraus das tiefste Interesse leuchtete, ein sanftes, gewinnendes Lächeln um den Mund, sein ganzes Aussehen denkend, klug und doch so unendlich gütig, — wahrlich, Fides gestand es sich willig ein, sie hatte noch nie einen Mann gesehen, der ihr so überaus wohl gefallen hatte, wie dieser französische Marquis, der so vortrefflich deutsch sprach. Aufmerksam geworden, lauschte sie nun auf jedes Wort, das er sprach, ohne im Anfange die Wichtigkeit dieses Gespräches zu erkennen.

Melitta hatte lange nachgesonnen, ehe sie antwortete: „Ich weiß es nicht genau zu sagen, ob ich mich dort längere Zeit verweilt habe, mein Herr, aber durchgereist bin ich mehrmals und wahrscheinlich auch zu jener Zeit, die Sie andeuten."

„Es wäre ein wunderbarer, fabelhafter Zufall, wenn ich das Vergnügen hätte, in Ihnen eine frühere Bekannte begrüßen zu können — zwar eine Bekannte von nur wenigen Minuten, aber immerhin eine so interessante Erinnerung, daß ich es mir nicht versagen konnte, Sie deshalb im Försterhause aufzusuchen!"

Fides, im Nu von dem Wahne curirt, der schöne Fremde sei ihr nachgefolgt, blickte mit komischem Zorne in sein lebhaft bewegtes Antlitz und warf trotzig die

rosigen Lippen auf. Melitta jedoch lächelte huldvoll und schaute gespannt zu ihm auf.

„Sie erlauben mir eine zweite Frage, die mich näher zum Ziele führen kann. Sind Sie in der Garnisonkirche gewesen zur Zeit, als der Kaiser von Rußland zum Besuche derselben nach Potsdam gekommen war?"

„Nein!" erklärte Melitta fest. „Ich bin niemals in dieser Kirche gewesen —."

Fides öffnete die Augen groß und weit, als wolle sie eines dunkeln Gegenstandes ansichtig werden.

„Es ist doch die Kirche, welche das großartige Glockenspiel hat?" setzte Melitta fragend hinzu.

„Ganz dieselbe, mein gnädiges Fräulein," antwortete der Marquis mit dem Anfluge eines leichten Mißbehagens. „Die Gruft Friedrich des Großen lockt viele Menschen zum Besuche — sollten Sie nicht damals, als der russische Kaiser einen Treubund mit dem Könige von Preußen am Sarge des großen Friedrich beschwor — sollten Sie nicht bei dieser Gelegenheit in die Kirche gegangen sein?"

„Nein!" sagte Melitta unverändert sanft und ruhig, während es in dem Gesichte der jungen Fides seltsam zuckte und ein schneller Farbenwechsel ihre innere Aufregung nur allzudeutlich kund gab. Es achtete ihrer nur Niemand. Sie zog sich leise und unbemerkt wie-

der von dem Stuhle Melitta's zurück, lehnte sich seitwärts an einen andern Sessel, schattete die Augen mit der Hand und blickte träumerisch befangen den Marquis unverwandt an.

„Darf ich mir nun die Frage gestatten, was Sie zu dieser Forschung veranlaßt, Herr Marquis?" sprach Melitta nach kurzem Schweigen.

„Ihr Name — der Name ‚Melitta,' erwiederte der junge Mann etwas erzwungen heiter.

„O, es giebt ja der ‚Melitta' wohl mehrere," scherzte Melitta, der es nicht entging, daß der Marquis durch seine falsche Voraussetzung verleitet, eine Annäherung an sie versucht hatte, die ihn jetzt drückte. „Aber freilich der Name ist selten genug, um anzunehmen, daß ich die Melitta gewesen sein könne, die Sie damals kennen gelernt haben. Ich zählte aber vor sieben Jahren schon eilf Jahre, mithin befand ich mich in einem Alter, wo die Eindrücke schon fester haften, und ich kann deshalb mit Bestimmtheit versichern, daß ich niemals die Garnisonkirche in Potsdam betreten habe.

Sie hätte an diese Erklärung sehr gern eine weitere Forschung geknüpft, wozu sie eine brennende Neugier trieb, allein sie gestattete sich keine Frage, sondern wartete, bis der Marquis unaufgefordert von Neuem begann:

„Es war ein kleines, reizendes Abenteuer — einer jener Zufälle im Leben, die man späterhin für einen Traum zu halten geneigt ist. — Ich fand eine kleine Melitta schlafend in der Kirche, kurz vor dem Einbruche der Nacht — allerdings stimmt das Alter dieser Kleinen nicht mit dem überein, was Sie mir angaben — dies Kind war höchstens acht Jahr, vielleicht noch weniger, denn es war überaus zart und klein von Körper. —"

Fides hatte bis dahin unbeweglich gesessen und, auf's Aeußerste gespannt, der Erzählung gehorcht. Jetzt erzitterte sie, als würde sie vom Fieber geschüttelt, denn der junge Mann sagte lachend: „Aber sie zeigte Muth, die kleine Dame — sie wollte die Königin und den König sehen — es war ein reizendes Begegniß — ich hatte es längst vergessen — nur Ihr Name, der Name Melitta weckte die begrabene Erinnerung wieder auf und das Kind steht in erschreckender Klarheit vor meinem Geiste!"

Ein Strahl der Erkenntniß fuhr durch das Herz der armen, kleinen Fides, die ganz unbeachtet neben ihrer Pflegeschwester saß, als diese mit stolzem Lächeln die Möglichkeit einer solchen Begebenheit weit von sich wies, da sie in ihrer Jugend nie einen Schritt ohne ihre Bonne oder einen Bedienten des Hauses habe gehen dürfen.

Das Gespräch war hiermit zum Schluß gekommen und man brach auf, um noch flüchtig alle sehenswerthen Räume zu durchschreiten. Dann verabschiedete sich der Marquis. Die jungen Damen verfügten sich wieder nach dem Hause des Försters.

Bei dem flüchtigen, leichtsinnigen Wesen, welches Fides von ihren Kinderjahren übrig behalten hatte, konnte es Melitta nicht auffallen, daß sie ihr pfeilschnell vorauflief und in den Garten hinein stürmte. Es war ihre Manier, Alles übereilt hastig zu thun, wenn es auch mit Gelassenheit und Ruhe eben so schnell zu bewerkstelligen gewesen wäre.

Melitta konnte also nicht ahnen, daß Fides von einem Entschlusse vorwärts getrieben wurde, wie ihn die Aufregung eingiebt; von einem Entschlusse, den sie bei sorgfältiger Ueberlegung verworfen hätte. Gleich einem Vogel durchflog sie den Garten und stürmte der Laube zu, wo sie vorhin gesessen. Dort war die Einhegung des Gartens von dem kunstsinnigen Förster zu einem Bogen gezogen. Dort konnte man den Wald überblicken und die Landstraße, welche in den Wald hineinführte, ging dicht an dem Laubgewölbe vorüber.

Es währte auch nicht eine Minute, so brauste die Equipage des Marquis heran. Der junge Mann lehnte nachdenklich im Fond des Wagens. Er hatte sich

einen kurzen Moment von romantischen Einfällen regieren lassen, die er jetzt schon zu belächeln begann.

Stürmischen Empfindungen von jeher abhold, suchte er, trotz aller Versuchungen, seines Lebens Heil nicht im Umgange mit Frauen. Im Gegentheil, er mied sie, weil er sich consequent in seinem Lebenswege erhalten wollte, was unter der Einwirkung weiblichen Einflusses nach seiner Meinung gar nicht möglich war. Zudem hatte er in der Sphäre, worin er lebte, die Frauen verachten gelernt. Ihr edler Beruf ging dort in dem niedrigen Treiben einer Genußsucht verloren, wie sie nur die Entartung der Seele hervorrufen kann. Seine Vernunft, als Wächterin aller seiner Handlungen, hatte die Wallungen des Herzens fast unmöglich gemacht, indem sie ihm eine Bahn vorgezeichnet, die ihn den Kreisen, wo edle weibliche Anmuth zur Geltung kam, vollständig entfremdete.

Wie ein Strahl aus fernen Höhen war ihm daher ein längst verklungener Name erschienen und willenlos hatte er der Macht seiner aufgeschreckten Phantasie Gehorsam geleistet, als sie sich zum ersten Male als Herrschergewalt beweisen wollte.

Das Bild erlosch aber eben so schnell, wie es in ihm erstanden war, als er sich eines Irrthumes bewußt wurde. Sein Geist schon wieder ernüchtert, verlor sich in prosaischen Zusammenstellungen politischer Gegenstände, wäh-,

rend er noch im Bereiche der liebenswürdigen Wesen war, die ihn einige Augenblicke seinen weltlichen Beschäftigungen entzogen hatten.

Nachlässig nur strich sein Blick über den Raum, wo er phantastischen Einbildungen nachgeforscht hatte. Da geschehe etwas, was ihn aufrüttelte aus der Lethargie des Vernunftlebens! War es eine Vision — ein Spuk seiner Phantasie, was sein Auge erblickte, als er an dem Gartengehege des Försterhauses vorüberfuhr? War es ein Luftbild, dem sein Geist nur Leben verlieh? Dort, im Rahmen der grünen Blätter, dort stand das Gebild, das ihn beschäftigt, das seine Phantasie zum Erwachen gebracht hatte — dort, dort — mit denselben anmuthigen Geberden ihm winkend — eine Gestalt voll Reiz und dennoch das Kind mit den beseelten Augen — voller Grazie sich neigend und mit beiden Händen die rosigen Lippen berührend, um ihm einen Herzensgruß nachzusenden.

Er fuhr empor und wollte hin, dies reizende Bild festzuhalten. Elektrisch berührt traf sein Auge mit ihrem Auge zusammen — ein Gefühl tiefen unaussprechlichen Entzückens folgte diesem Blicke — dann war Alles vorüber, Alles verschwunden! Mit dem Lächeln der Seligkeit lehnte er sich wieder zurück. Er wußte nun, daß sein Forschen nicht vergeblich gewesen war. Was er jetzt gesehen hatte, war ein Abbild jener lieblichen Ab-

schiedsscene, die Niemand kannte, als er und das holde, anmuthvolle Kind, das, von ihrem dankbaren Herzen getrieben, ihn scheidend grüßte. Ob er dies Kind Melitta, ob er es Fides nennen mußte? Was änderte ein Name an der Thatsache.

Sein Leben stand seit Kurzem auf einem Wendepunkte. Was er gewollt, das hatte er erreicht. Von den fürchterlichen, politischen Krisen der Weltereignisse begünstigt, schiffte er muthig und umsichtig hinaus in die Wogen des Lebens und jetzt näherte er sich den Gestaden, die ihm Ruhe und Lebensgenuß verhießen. Wollte Gott sein Herz endlich beleben, damit er nicht in Selbstsucht erstarre, nachdem er durch eigene Kraft der Schöpfer eines Wohlstandes geworden war, der ihn ganz ehrenvoll selbständig machte?

Es bedurfte allerdings eines Funkens, um die todtenhafte Ruhe seines Innern, das unter der steten Selbstbeherrschaft verglast war, zu stören, um Licht in seines Herzens Dunkelheit zu bringen und Gluth in die kalten Gesetze der Vernunft. Es bedurfte sogar einer Erschütterung, um diese Ruhe dergestalt zu durchkreuzen, daß sie völlig aus ihrer gewohnten Bahn kam.

Er hatte ein wunderbares Leben geführt, von Grundsätzen geregelt, von Entschlüssen bestimmt und eingeengt. Nicht Amt und Lohn band ihn an die Person des großen Welteroberers. Nicht Ehrgeiz entflammte seine Thä-

tigkeit. Frei diente er, kalt und besonnen, seinen Jahren nach unbegreiflich fest verfolgte er seinen Weg. Er gehörte keinem diplomatischen Corps an, blieb ernst in den Gränzen der Ehrlichkeit und wies ränkevolle Anträge mit einer Art scherzhafter Artigkeit zurück, so daß man ihm nicht feind wurde. Vor allen Dingen war er nur ein Organ der Verständigung zwischen dem Kaiser Napoleon und dem Könige Jerome. Oft hatte er schon den Zorn Napoleons über seines Bruders Schwäche durch liebenswürdige Beredsamkeit entwaffnet und noch öfter war es ihm gelungen, den flatterhaften Sinn Jerome's auf Momente zur Thatkraft zu entflammen. Jetzt aber schienen seine Bemühungen von beiden Seiten ungnädig betrachtet zu werden. — Napoleon hatte ein offenes Wort von ihm mit Mißbilligung aufgenommen und Jerome fand einen unbehaglichen Druck in dem Ernste seiner Meinungen.

Deshalb bereitete er mit Eifer seine Uebersiedelung nach der alten Burg vor. Die fürstlichen Belohnungen seiner Dienste reichten hin, seine künftige Existenz sorgenfrei zu machen.

## VIII. Capitel.

### Begreifst Du das?

Es war ein schwüler, dunkler Tag gewesen, der sich zu Ende neigte und in jene leichte angenehme Dämmerung überging, welche Frühlingsabenden eigen ist.

Im sogenannten Empfangssalon des Schlosses Ettershaiden weilte Melitta und Fides.

Die Fenster des schönen, großen Zimmers, sonst hermetisch jedem Luftzuge, der Staub einführen konnte, verschlossen, standen offen, und der Duft des Jasmins erfüllte das ganze Gemach, welches in seiner Pracht alle andern im Schlosse überstrahlte.

Es gehörte zu den neuen Hausordnungen, daß dieser Salon nicht mehr dem allgemeinen Gebrauch verschlossen und nur dann schleunigst aller Decken und Behänge entkleidet würde, wenn Besuch zu erwarten war.

Herr von Ettershaiden hatte ihn zu einem Familienversammlungsorte bestimmt und damit die Erlaubniß gegeben, daß die jungen Pflegetöchter den dortstehenden schönen Wiener Flügel benutzen durften. Bis dahin auf ein altes Clavier beschränkt, das aus einer Polterkammer in ihr gemeinschaftliches Zimmer gebracht worden war, erfüllte sie diese Freiheit mit Entzücken. Besonders glücklich war Fides, die musikalisch begabt, mit Leidenschaft die Gelegenheit wahrnahm, ihre schönen Mozart'schen Sonaten und Phantasien auf dem neuen Flügel hören zu lassen. An diesem Abende saß sie jedoch zerstreut vor dem Instrumente und tändelte mehr darauf herum, als daß sie ordentlich zusammenhängend zu spielen versuchte.

Melitta saß am äußersten Fenster und hielt ein Buch in der Hand. Sie las aber nicht in demselben. Ein seltsames Zusammentreffen. Melitta las nicht und Fides spielte nicht und doch war nichts Besonders geschehen, was sie in ihren liebsten Neigungen gestört haben könnte. Nachmittags war Oswald eine kurze Zeit im Schlosse gewesen. Es war sein erster Besuch seit jenem Tage, wo ihn der Besuch des Marquis d'Etérais verjagt hatte. Vertrauensvoll hatte der junge Edelmann auf einen liebreichen Empfang, wie sonst, gerechnet, da er eine ausreichende Entschuldigung für den ver-

zögerten Besuch anzugeben vermochte. Aber er fand Alles anders, wie er es damals verlassen hatte.

Seine Cousine, die gnädige Frau von Ettershaiden ließ ihn gar nicht vor. Der alte Herr hatte wenig Zeit für ihn, weil er zu einer Conferenz in's Amthaus gehen wollte.

Fides war zerstreut und ernster, als man von ihr gewohnt war. Sie hatte Lust — große Lust — nach dem Forsthause zu gehen, fürchtete jedoch eine Begegnung mit dem Marquis. Melitta aber zeigte sich entschieden wortkarg und zurückhaltend gegen ihren Jugendfreund. Ihre Sanftmuth verbarg freilich die Wunde, welche ihr durch den Vorsatz Oswald's, „seine Heimath zu verlassen," geschlagen worden war, aber der feste Wille, diese Wunde heilen zu lassen, ohne daß eines Menschen Blick sie je bemerkt habe, verlieh ihrem Wesen eine fremdartige Kälte, die geeignet war Aufmerksamkeit zu erregen.

Oswald fühlte sich fremd und verlassen in dem Schlosse, wo er sonst die Vorrechte eines nahen Verwandten genossen hatte und da der Zeitpunkt noch nicht erschienen war, wo er mit den besten Plänen für eine geregelte Zukunft hervortreten konnte, so verließ er das Schloß sehr bald, ohne es versucht zu haben, Melitta's kalte Sanftmuth zu erschüttern.

Sie litt jetzt mehr, als vorher! Ihr Gewissen

regte sich und legte ihr die Frage vor, ob es edelsinnig sei, einen Jugendfreund durch Schweigen zu kränken, während ein Wort der Erklärung den Uebergang zur Freundschaft sanft vermittelt hätte.

Genug — Melitta las nicht und Fides musicirte nicht! Draußen in der Flur wurde es stiller und duftiger. Alle andern Vögel gingen zur Ruhe, nur einige Nachtigallen begannen einen reizenden Wechselgesang. Melitta legte das Buch, das sie träumerisch in der Hand hielt, nieder. Sie preßte ihre Rechte auf das Herz und lauschte dem Wettgesange der Nachtigallen.

Fides schauete hin zu ihr. Der Ausdruck ihres Gesichtes weckte plötzlich die Theilnahme an ihrem Schicksale. Fides erkannte darin Schmerz, Verlangen, Trauer und Entzücken und sie fühlte sich bereit die Wolken ihrer Stirn zu zerstreuen. Ihr Frohsinn entfaltete die etwas matt gewordenen Flügel. Sie begann mit kräftigem Anschlag eine lebhafte, vollstimmige Introduction.

„Melitta?“ fragte sie dann, „warum ist Oswald so schnell wieder fortgeritten?“

Melitta erhob sich und schritt langsam dem Instrumente zu, wo Fides mit Energie ein Melodrama eigner Art zu beginnen Miene machte.

„Bevor ich Dir diese Frage beantworte,“ entgegnete Melitta leise, „muß ich wissen, was Dich neulich im Garten des Försters zu einer Exaltation brachte, die mich für

Deinen Verstand fürchten ließ!" Fides bückte sich neckisch und schlug einige Accorde in Es dur an, ging aber sogleich in Cmoll über und ließ ihre Hände auf einem kläglichen Moll-Accord ruhen.

„O, die Geschichte ist auch angethan, den Verstand zu verlieren!" sprach sie lachend.

„Nun? Ich bin begierig auf diese Geschichte!"

Fides fuhr wild über die Tasten in gebrochenen Accorden, schloß mit dem Septimenaccord und antwortete:

„Es ist lange her, daß ich ein kleines, verlassenes, jämmerliches Geschöpf war, um das sich Niemand kümmerte. Meine Mutter war mir gestorben. Ich hatte an ihrem Sarge, den ich ein schwarzes Bett nannte, so lange gesessen, bis man dies schwarze Bett zunagelte und wegtrug."

„Arme Kleine — schon wieder diese Erinnerung!" sprach Melitta, mitleidig ihre Hand auf Fides' Kopf legend. Das junge Mädchen zog diese weiche, zarte Hand herab und küßte sie.

„Es war also vor der Zeit, ehe Du meine Beschützerin wurdest!" flüsterte sie.

„Das ist freilich lange her, kleine Tyrnau!" scherzte Melitta.

Fides spielte eine sanfte Melodie, traurig und weich, wie eine Klage. Melitta, welche ihre Art kannte, lehnte sich auf ihren Sessel und neigte ihre Wange auf

Fides' Scheitel. Sie wußte, daß sie am sichersten war, alle Geheimnisse dieses jungen Herzens zu erfahren, wenn sie ihrer Eigenthümlichkeit nachgab.

„Aus der Obhut einer langsam sterbenden Mutter kam ich in meines Vormund's Haus, wo man mich den Dienstboten unterordnete. O, wie oft ballte ich trotzig meine Hände und rief meine Mutter an, die rohen Menschen zu strafen, die mich brutal behandelten.

„Arme, arme Kleine!"

„Ich wurde schlimm, sehr schlimm, Melitta! Ich wurde boshaft, ich lernte lügen — natürlich — wenn man wegen der Aufrichtigkeit bestraft wird, so greift man zur Heuchelei!"

„Du übertreibst Deine Fehler, Fides," wendete Melitta sanft und traurig ein.

„Nein, Melitta! Ich war schlau, wie eine Katze — ich lernte mich verstellen und mich verstecken; dabei hatte ich Muth, es mit allen Domestiken unsers Hauswesens aufzunehmen und wenn sie droheten mich einzusperren in ein dunkles Loch, so verlachte ich sie höhnisch und sagte ihnen, meine selige Mama würde dann bei mir sein und mich trösten!"

„Ich weiß, daß dieser Muth Dir eine gewisse Achtung erzwungen hatte," sprach Melitta.

Fides schwieg, in Erinnerungen verloren. Ihre Hände irrten dabei auf dem Instrumente umher und

entlockten ihm leise, harmonische Klänge. Dazwischen sprach sie abgerissen, gleichsam phantasirend:

„Aber eines Tages stieg ein Engel zu mir hernieder und rettete mich! Ich wurde mit Dir zusammen gebettet. Wir wohnten von da an in Einem Zimmer und Deine Bonne mußte mich ankleiden und unterrichten."

„Und niemals zeigtest Du die Fehler, deren Du Dich eben angeklagt."

„O, Deine Nähe beseligte und heiligte mich!" sagte Fides schwärmerisch. „Böse Augenblicke gab es noch genug. Ich hatte nur einen heiligen Respect vor dem gestrengen Herrn Onkel und der gestrengen Frau Tante, wie Du damals Deine Verwandten immer gegen mich nanntest. Aber heimlich übte ich viel dumme Streiche, das weiß ich ganz genau: Wenn ich entwischen konnte, so that ich's."

Melitta lachte. „Das muß ich bestätigen!"

„Nun ja — erinnerst Du Dich wohl, daß ich eines Tages nirgends zu finden gewesen bin? Erinnerst Du Dich, Melitta?" fragte sie mit dem Aufblitzen eines eigenthümlichen Muthwillens.

„Es ist öfter vorgekommen, Fides! Eines bestimmten Falles erinnere ich mich wahrlich nicht!

„Auch dessen erinnerst Du Dich nicht, daß ich, nach langem Suchen, in meinem Bette aufgefunden wurde,

sauber und niedlich, als hätte eine Fee mich zur Nacht gekleidet und zur Ruhe gebracht?" fragte Fides mit ausbrechendem Uebermuthe sich umwendend und beide Arme um Melitta schlingend, die noch immer dicht hinter ihr stand.

„Ja, ja, dessen erinnere ich mich!" rief Melitta erheitert. „Du erwachtest bei unserm Jubel und warst entsetzlich hungrig!" Fides nickte und schmiegte ihre Lippen an Melitta's Ohr, als wage sie das nun folgende Bekenntniß nicht anders, als ganz leise flüsternd mitzutheilen.

„Siehst Du, wie schlau und verstockt, wie lügnerisch und heuchlerisch ich gewesen bin, Melitta. Ich habe damals mit keiner Silbe verrathen, wo ich gesteckt hatte. Ich wußte es eigentlich wohl selbst nicht ganz genau und dann fürchtete ich die Strafe. Neulich habe ich's erfahren, neulich ist mir ein Licht über die ganze Begebenheit aufgegangen." —

„Neulich?" fragte Melitta gespannt. „Neulich — Fides, Du phantasirst doch nicht wieder?"

„Nein, nein! Als Er davon sprach, als er — o Melitta, Melitta!" Sie barg sich verschämt an Melitta's Hals. Ihre Pulse schlugen und ihr Herz zuckte, als wolle es im Uebermaße des Gefühles stehen bleiben.

Melitta schloß sie erschreckt fester an sich. „Wie? Fides?" sagte sie ahnend. „Der Marquis —"

„Ja, ja!“ flüsterte Fides hastig, als dränge es sie, eine Bürde los zu werden. „Ich bin es gewesen, die der Marquis schlafend gefunden hat.“

„In der Kirche? Wie bist Du in die Kirche gekommen? Fides, Deine lebhafte Einbildungskraft spiegelt es Dir nur vor! Er sprach ja von einer Melitta, Kleine.“

Fides warf schelmisch ihren Blick zu ihr auf. „Wer weiß denn, ob ich mich nicht so genannt habe, um mich vor Verrath zu schützen. O ich war gar zu schlau, gar zu heuchlerisch geworden. — Genau kann ich nichts weiter behaupten, als daß ich zuerst nur von dem Glockenspiele der Garnisonkirche angezogen wurde, daß ich geduldig stehen blieb, um zu erwarten, bis die Musik wieder tönte. Dann kamen Leute, die davon sprachen, daß der König und die Königin in die Kirche gehen wollten. Wahrscheinlich bin ich mit hineingegangen und bin eingeschlafen.“

„Du also — Du bist's wirklich gewesen?“ warf Melitta voller Erstaunen ein. „Wie hast Du aber zu Haus gefunden? Wir waren ja nur immer auf ein paar Tage in Potsdam!“

„O — ich war nicht gewohnt, nur mit einem Bedienten hinter mir auszugehen,“ antwortete Fides schelmisch. „Wer auf der Straße herumläuft, findet sich schon zurecht.“ Ich fand sogleich unser Haus, schlüpfte in unser Schlafzimmer, zog mich rasch und geschickt aus und

legte mich in's Bett, um jedem Verhöre und der darauf folgenden Strafpredigt zu entgehen!"

„Wenn es nur keine Phantasien sind," sprach Melitta herzlich lachend. „Warum sagtest Du dem Marquis nicht, daß Du die kleine Schläferin gewesen wärest?"

„Warum ich's nicht sagte? Warum?" fragte Fides sinnend. „Warum?"

„Es würde ihn gewiß erfreuet haben."

„Ich glaube nicht! Er hatte nur Augen für Dich — es würde ihm sehr gleichgültig gewesen sein. Meine prosaische Erklärung hätte vielleicht keinen Glauben gefunden — außerdem entrollte sich der ganze Zusammenhang der Geschichte erst nach und nach vor meinem Gedächtnisse. Jetzt glaubt er mir's gewiß und ich zittere, wenn ich daran denke, daß er uns wieder beim Förster treffen könnte."

„Jetzt weiß der Marquis Dein Abenteuer? Jetzt weiß er es und glaubt Dir? Fides, wie verstehe ich das?"

Das junge Mädchen lächelte triumphirend, erröthete aber wieder und zitterte heftig.

„Ich habe ihn gegrüßt, wie damals," stammelte sie sehr verlegen. „Und in seinem Auge las ich, daß er mich daran erkannte, daß er in mir jene Melitta wiederfand!"

Melitta runzelte leicht die Stirn. „Wie theatralisch,

Kleine! Im Garten hatteſt Du dies Theaterkunſtſtückchen ausgeführt, nicht wahr? Darum alſo fand ich Dich mit Thränen im Auge, darum übermüthig und ſentimental zugleich? Deine Neigung zu phantaſtiſchen Streichen hat Dich wiederum in ein Wirrſal geſtürzt. Wie willſt Du jetzt dieſem fremden Manne entgegen treten, kleine Tyrnau?"

„O, ich mag ihn gar nicht wieder ſehen, gar nicht!" rief Fides mit verrätheriſcher Haſt.

„Das wirſt Du nicht vermeiden können! Er wird nach Dir fragen!

„O bitte, Melitta — beſchütze mich!" bat Fides kindlich. „Ich wäre nicht im Stande, ihn jemals wieder anzuſehen! Nein — ich mag ihn nie wiederſehen!"

Melitta, vom eigenen Herzen ſchon belehrt, daß Furcht und Liebe in ſehr naher Beziehung ſtehen, ſenkte forſchend ihr Auge zu Fides nieder. Der Ton und der Blick, welche dieſe Worte begleiteten, klärten ſie über die Regungen des jungen Weſens auf.

„Du biſt doch ſonſt eine tapfere Heldin, Fides," ſprach ſie. „Was entmuthigt Dich plötzlich?"

Das junge Mädchen neigte die Stirn und flüſterte: „Melitta — ich fürchte mich vor der Glückſeligkeit, die ich empfinden würde, wenn er neben mir weilte!"

„Alſo eine Warnung vor der Liebe, die Deine Unſchuld Dir zuflüſtert," ſagte Melitta ernſt und feier-

lich. „Dein heißes Herz wird sich aber nicht zügeln lassen. Schade, daß ein Fremdling die erste, süße Regung Deiner Brust erweckt. Eine glückliche Entwicklung dieser Neigung würde uns trennen, meine Fides. Mein Onkel duldet keine Franzosenbraut!“

„Du glaubst noch immer, der Marquis sei ein Kind Frankreichs?“ fragte Fides mit überlegenem Tone, dem eine kleine Spöttelei anhing. „Ich dächte, sein Benehmen in der alten Burg hätte Dir, der klugen Melitta, verrathen müssen, daß seine liebsten Erinnerungen in deutschem Boden wurzeln. Und dann? Wie sollte er als Franzose vor sieben Jahren in die Garnisonkirche Potsdam's kommen?“

„Warum nicht! Stand doch ein Jahr später der Kaiser Napoleon als Sieger in dieser Kirche und suchte die Stätte auf, wo ein großer, preußischer Monarch ruhete.“

Fides, zurückgeschlagen mit ihrem spöttischen Ausfall, machte ein böses Gesicht und spielte blind d'rauf los, als wolle sie sich gegen Melitta's Einwendung betäuben. Melitta wartete geduldig, bis sie des Spielens wieder müde sein würde. Ihr Mienenspiel zeigte, daß sie Erbarmen mit der Herzensaufregung ihrer Freundin hatte.

Fides schien große Lust zu haben, das Gespräch mit Melitta's Entgegnung zu schließen. Sie begann

ein Phantasiestück von Mozart und führte es mit einer Virtuosität und mit einem Ausdrucke aus, der Melitta zur Bewunderung hinriß. Plötzlich brach sie mitten im Stücke ab, schloß es durch einige starke, rauschende Passagen und Accorde und stand dann fest und entschlossen vom Flügel auf. Es war mittlerweile die matte Abendbeleuchtung in ein tieferes Dunkel übergegangen. Mit einer raschen Wendung geleitete sie Melitta zum Fenster und sah ihr ruhig in's sanfte Antlitz, während sie sprach:

„Sage mir ehrlich und aufrichtig, Melitta, was kann der Marquis von mir denken nach dem albernen Act, womit ich mich ihm zu erkennen gab?"

„Es kommt auf seinen Charakter und auf seine Lebensansichten an, wie er Dich beurtheilen wird," erwiederte Melitta gütig. „Entweder betrachtet er es als den Muthwillen eines Kindes oder er nimmt es als eine Herausforderung der Koketterie."

Fides stand unbeweglich und schauete in die Dämmerung hinaus. Eine leichte Bläße hatte ihre Wangen überzogen und zwei große Thränen zitterten in den weit geöffneten Augen. Wenn es eine Wahrheit ist, daß ein einziger Augenblick oft hinreicht, um die Erziehung eines weiblichen Wesens zu vollenden und daß ein schonungsloses Urtheil im richtigen Momente den Charakter desselben befestigen kann, so geschah dieses

Wunder unter dem strengen Ausspruche Melitta's. Die Veränderung im Gesichte des lieblichen Mädchens bekundete einen kurzen, aber schweren Kampf. Ihre innere Empörung verleitete sie zu einem flüchtigen Trotze gegen Melitta, zu einem gehässigen Widerstreben, welches sich gegen das treue und freimüthige Wort auflehnte — aber die Spannung ihrer Züge beseitigte sich eben so schnell, wie sie entstanden war und im nämlichen Augenblicke, wo die Thränen sich langsam aus ihren Augen löseten, um als crystallhelle Thautropfen der Liebe, auf ihren Wangen zu verfliegen, drückte sie ihre Lippen auf die Lippen der Freundin und flüsterte:

„Ich will diesen Mann vermeiden um meiner Ehre und um meines Friedens willen, Melitta! Hilf mir diese erste Versuchung besiegen!"

„Du hast schon gesiegt, Fides!" erwiederte Melitta. „Im Geheimniß nur wächst die Qual derjenigen Liebe, welche unsern Frieden gefährdet. Sichere mir Dein Vertrauen, so sicherst Du auch Deine Ehre und Deinen Frieden! Willst Du das? Wirst Du es können?"

„Nur das erste Wort des bekenntnißvollen Vertrauens ist schwer," sprach Fides treuherzig. Nun Du den Anfang weißt, sollst Du auch ehrlich jede Fortsetzung erfahren!"

Sie legte ihre Stirn auf Melitta's Schulter und fragte mit gedämpftem Tone: „Willst Du mir jetzt sagen, warum Oswald so schnell wieder fortgeritten ist?"

„Weil er kein Herz hier fand, dem an seinen Sorgen gelegen war, Fides," antwortete Melitta sehr leise. „Wer in thörichter Verblendung seinen Muth immer nur durch die Hoffnung stützt, der ist gewöhnlich so stark egoistisch, zu verlangen, daß Andere diese Hoffnung erfüllen. Du wirst mich besser verstehen, wenn ich Dir einfach bekenne, daß ich unsere gegenseitige Neigung für stark genug hielt, um Oswald zu einer Verbindung mit mir zu veranlassen. Es war eine Täuschung!"

„Glaub' das nicht! Er liebt Dich — aber er weiß es selbst nicht, wie zärtlich er Dir ergeben ist," fiel Fides ein.

Melitta bewegte sanft abwehrend ihren Kopf. Sie zweifelte stark an der Wahrheit dieser Behauptung.

„Unser verwandtschaftliches Verhältniß führte ihn zu jenen kleinen Vertraulichkeiten, die Dich zu dieser Ansicht bestimmen!" sagte sie kühl.

„Wäre er dann heute so eilig davon geritten, wenn ihn Dein Ernst nicht tief verletzt hätte?" fragte Fides naiv.

Ein geringschätzendes Lächeln war Melitta's Antwort. Es trat eine kleine Pause ein, die Melitta

mit der bittern Bemerkung endete: „Ein feiger Mann flieht aus Furcht vor einer Erklärung, die ihn in seinem Egoismus zeigt. Oswald verkauft sein Besitzsitzthum, worauf er sonst die Hoffnungen irdischer Glückseligkeit bauete, womit will er diesen Wankelmuth beschönigen? Er geht deshalb den Erörterungen darüber aus dem Wege. Ich tadle ihn eigentlich nicht, daß er Wangeroda verkauft, sondern ich tadle ihn, daß er mir ein Geheimniß daraus macht."

Fides wollte antworten und ihre Bereitwilligkeit zu erkennen geben, durch eine directe Frage den jungen Mann zur Auseinandersetzung seiner Gründe zu veranlassen, allein sie kam nicht dazu. Ein heller Lichtschein fiel plötzlich auf Melitta's Gesicht. Dies trieb sie an, sich schnell zur Thür zu wenden und ein leichter Schreckensruf war die Folge davon. „O Melitta!" flüsterte sie — Deine Frau Tante in vollem Glanze ihrer Würde! Begreifst Du das?"

Melitta schritt der Frau von Ettershaiden hastig entgegen. Der Diener ordnete schnell eine geschmackvolle Erleuchtung des Salons und stellte sich dann steif an der Thür auf, weiterer Befehle gewärtig.

Frau von Ettershaiden winkte ihm huldvoll, daß er gehen könne. „Ich betrachte mich für heute Abend als einen Besuch in Eurer neuen, republikanischen

Wirthschaft und will sehen, wie mir die Zwanglosigkeit darin behagt," sprach sie lächelnd.

Fides traute ihrem Ohr nicht. Solche Herablassung war unerhört: Ihr Blick schweifte verstohlen zu Melitta hin und fragte in vollster Verwunderung zum zweiten Male: „Begreifst Du das?"

Frau von Ettershaiden nahm Platz in einem Lehnsessel. Sie sah ruhig und gut aus. Ihr weißes, farbloses Gesicht erschien vergeistigt. Der kalte, strenge Ausdruck ihres Blickes milderte sich bei dem leichten Lächeln, welches über ihre Mienen flog, als sie zu Fides gewendet sprach:

„Du spielteſt vorhin sehr gut, kleine Tyrnau. Deine Fähigkeiten scheinen sich in den republikanischen Elementen des Hausregimentes glänzend zu entwickeln! Wie ist's denn? Muß ich, nach Euren Gesetzen, Dich bitten, mir das Phantasiestück von Mozart nochmals vorzuspielen, oder würde es hinreichen, wenn ich den Wunsch zu erkennen gäbe, es zu hören?" Fides knixte höchst respectvoll und ging rasch zum Flügel, allein im Vorübergehen ließ sie ihr Auge einen Moment auf Melitta's Augen haften und darin lag wiederum die Frage: „Begreifst Du das?"

Fides spielte. Zuerst befangener als vorhin. Dann aber in einem Anfluge von muthwilliger Begeisterung so schön, wie sie je gespielt hatte. Gehoben durch den

Genius der Kunst, vergaß sie die Demüthigungen, womit Frau von Ettershaiden ihre stolze Seele gepeinigt hatte. Sie wußte, daß sie mit ihrem Musiktalente diese Dame überflügelte und sie glaubte den einzigen Weg, sich ihrer Beurtheilung überheben zu können, nicht unbenutzt lassen zu dürfen.

Frau von Ettershaiden hörte befriedigt zu. Die Ruhe ihres Gemüthes kleidete ihr vortrefflich. Melitta betrachtete sie mit steigender Bewunderung. Was war es, was die eisige Kälte des Hochmuthes von diesem schneeweißen Gesichte gethauet hatte? —

Fides spielte noch, als der alte Herr von Ettershaiden in den Salon trat. Sein Auge traf auf seine Gattin. Dann suchte sein Auge dem Blicke Melitta's zu begegnen. Noch lagerte eine Art starren Erstaunens in seinen Zügen, als Fides ihren gelungenen glänzenden Vortrag endete. Frau von Ettershaiden gab ihrem Beifall freundliche Worte und rief Fides zu sich heran.

„Du hast entschiedenes Talent zur Musik, kleine Tyrnau — komm, daß ich Dir meinen Dank ausdrücke," sprach sie mit einem so gütigen Tone, daß der alte Herr wie träumend die Hand an die Stirn legte. Während dessen war Fides zu der Dame herangetreten und hatte in halber Betäubung gefühlt, daß ihre Stirn geküßt wurde. Ein wunderbares Gefühl überrieselte

das junge Mädchen bei der Berührung dieser Lippen, die stets nur kalte und wegwerfende Worte für sie gehabt hatten. Scheu trat sie zurück und setzte sich fern von der Dame nieder. Eine Verlegenheit verrathende Stille trat ein. Herr von Ettershaiden fühlte sich geneigt, in edelmüthiger Schonung die Anwesenheit seiner Gemahlin als eine Annäherung gelten zu lassen, allein sie selbst mußte die starke Gränzlinie, welche sie im Uebermaße der Eigenliebe und Herrschsucht zwischen sich und den übrigen Hausgenossen gezogen hatte, durch nachgiebige Worte vernichten, bevor er darauf eingehen konnte, diese Anwesenheit nicht bloß als einen Zufall oder höchstens als eine gute Laune gelten zu lassen. Es war ein Ehrenpunkt für ihn geworden, seinen Willen aufrecht zu halten, nachdem er eine freiere Verfassung im Hause eingeführt hatte, und so sehr sein Herz, in der Schwäche früherer Gefühle, ihn drängte, gleich bei den ersten Schritten seiner Gattin ihrer Vorrechte zu gedenken, er blieb gehalten und gleichmüthig auf dem Standpunkte, den er sich im Momente einer großen Gemüthsbewegung errungen hatte.

Die gesellige Gewandtheit der Frau von Ettershaiden kürzte die verlegene Stille. Sie wendete sich zu ihrem Gemahle und sagte:

„Musik ist doch wahrlich der einzig reine Quell,

aus dem Begeisterung und Ruhe zugleich in unser Inneres strömt, mein Lieber!“

„Fügen Sie auch noch hinzu, ‚Erheiterung,‘ meine Beste,“ antwortete Herr von Ettershaiden so gemessen, als stände er im Coursale eines Königspalastes.

Die Dame neigte beistimmend ihr Haupt und fuhr fort: „Die reinen Freuden des Gemüthes werden wohl immer auch Erheiterung mit sich bringen, denk' ich! Wie hat sich aber das Musiktalent unserer kleinen Tyrnau so rasch und glänzend entfalten können, mein Theurer? Daß Fides musikalischer begabt war, als man im gewöhnlichen Leben findet, wußte ich längst,“ setzte sie leiser und mit einem feinen Lächeln hinzu. „Ich hegte dieserhalb schon früherhin Vermuthungen über ihre Abstammung, die Sie aber als sonderbar verwarfen — vielleicht irrte ich dennoch nicht!“

„Diese Vermuthungen sind falsch, Theuerste,“ antwortete Herr von Ettershaiden kalt und förmlich. „Fides ist ehrlicher Leute Kind. Ich habe die Versicherung eines hochgestellten Geistlichen dafür. Muß denn jedes Geheimniß mit dem Prinzen Louis und seinen Liebschaften zusammenhängen? Und worauf gründen Sie diese Vermuthungen? Nur auf den Zufall, daß mein liebes Mündel der Musik stets leidenschaftlich ergeben war! Als wenn nicht auch andere Menschen, wie Prinz Louis musikalisch sein könnten!“

„Es würde mir aber sehr gelegen sein, nähere Auskunft über Fides' Herkunft erhalten zu können," erwiederte Frau von Ettershaiden sehr freundlich.

„Ich kann sie Ihnen mit dem besten Willen dazu nicht geben!" erklärte der alte Herr mit einem sehr wohlwollenden Blicke auf das junge Mädchen, das längst ihren Winkel verlassen und mit langsamen, stolzen Schritten bis zu den Sprechenden vorgeschritten war. Jetzt trat sie muthig ganz dicht vor Frau von Ettershaiden hin. Bis dahin hatte sie nie davon gehört, daß man ganz im Dunkeln über ihre Abkunft geblieben war und außer dem Abstande zwischen einer adeligen und bürgerlichen Geburt hatte sie noch nichts von weltlichen Unterscheidungen der Art vernommen.

Dennoch verstand sie die Wendungen des Gespräches, und ihre Ehrliebe trieb sie an, das zu enthüllen, was sie von ihren Familienverhältnissen kindischerweise aufgefaßt und im Gedächtnisse treu bewahrt hatte.

„Gnädige Frau irren," sagte sie eilig und innerlich stark aufgeregt. „Gnädige Frau irren sogar sehr stark, wenn Sie meine Musikvorliebe einem Prinzen Louis zu schreiben. Ich habe diese Vorliebe von meiner seligen Mama geerbt. Meine selige Mutter lebte und athmete nur in der Musik. Sie ist sogar darin gestorben, denn ihre Finger erstarrten im Tode, als sie ihrer großen, schönen Harfe noch eben himmlische Töne ent-

lockt hatte. Meiner Mutter ist die Musik vielleicht auch eine Quelle gewesen, aus der sie Trost und Frieden geschöpft hat!"

„Deine Mutter hat also Leiden zu ertragen gehabt?" fragte Frau von Ettershaiden so gütig, daß Fides sich zu ihr gezogen fühlte.

„Ich weiß," sagte sie nachdenklich, „daß sie eines Tages verzweiflungsvoll weinte, sonst habe ich sie stets nur kränklich und ruhig gesehen."

„Und Deinen Vater hast Du nie gekannt?" Fides schüttelte den Kopf.

„Einen alten Herrn im Sammetpelz nannte ich Großpapa," antwortete sie sinnend den Blick emporrichtend. „Er wohnte in einem alten Hause — ähnlich der Burg," fügte sie mit plötzlicher Erinnerung hinzu. „Eine Menge Diener waren stets um ihn beschäftigt — er war krank — lahm vielleicht — denn er saß in einem Rollsessel. Ein Caplan war beständig bei ihm. Dieser Caplan unterrichtete mich auf dem Claviere. Dann kam ich nach Berlin und dort starb meine Mutter."

Frau von Ettershaiden warf ihrem Gemahle einen etwas triumphirenden Blick zu. „Immer genug Romantik in den schwachen Erinnerungen, um meine Vermuthungen aufrecht erhalten zu können!"

„Sie irren, gnädige Frau," nahm Fides das Wort und trat stolz noch einen Schritt näher. „Meine Mut-

ter zeigte mir eines Tages einen ganz einfachen Ring und sagte mir, dies sei ihr Trauring. Sie legte denselben in ein schwarzes Kästchen, das sehr reich mit Gold, Perlmutter und Perlen verziert war, nahm einige Papiere und legte diese dazu. Als sie das Kästchen verschloß, sagte sie mir, darin sei mein Reichthum und meine Ehre enthalten. Auf meine Fragen erklärte sie sich dahin, daß ihre Trauscheine und mein Taufschein, so wie das Testament meines Großpapa's und ein kurzes Tagebuch in dem Kästchen verschlossen seien."

„Wo ist dies Kästchen?" fragte Frau von Ettershaiden begierig.

„Der Caplan des Großpapa's hat es mitgenommen!"

„Um es bis zur Verheirathung meines Mündels in dem Archiv des Klosters zu Herford zu verwahren," vervollständigte der alte Herr lächelnd. „Das ist's, was ich weiß und da mir das Ehrenwort einer sterbenden Dame genügte, so trat ich das Ehrenamt eines Vormundes mit der Ueberzeugung an, die letzten Stunden derselben erleichtert zu haben. Lassen wir uns doch daran genügen bis zu dem Tage, wo Fides von einem ehrenwerthen Manne zur Gattin erwählt wird. Dann tritt sie das Recht an, die Papiere ihrer Familie fordern zu dürfen."

„Eines Auftrittes erinnere ich mich übrigens," fiel

Fides sehr hastig ein. „Mein Großpapa sprach heftig. Meine Mutter blieb ruhig, aber sie bat um etwas. Da sprach der alte Großvater: „Nein, Du sollst nicht! Denk' an Deinen Schwur! Laßt ihn untergehen in dem Hochmuthe seiner Seele! Und wenn er knieend Dir Abbitte leistet —" Ich glaube, diese Worte galten meinem Vater, denn meine Mutter deutete mit der Hand auf mich und sagte: es ist ja sein Kind so gut, wie meines!"

„Die Sache wird immer romantischer," rief Frau von Ettershaiden lebhaft.

„Nehmen Sie dieselbe als ein Räthsel, dessen Lösung Ihre Erwartungen täuschen kann, meine Theuerste," meinte der alte Herr. „Alle diese Kindererinnerungen hätten Sie früher hören können, wenn Sie sich hätten herablassen wollen, Fides freundlich und theilnehmend darnach zu befragen."

„Betrachten Sie diese Fragen nicht als ein Ergebniß müssiger Neugier, mein Theurer," fiel Frau von Ettershaiden sehr beeilt ein. „Es kommen Momente im Leben jedes Menschen vor, wo sich Scheidewege öffnen. Wenn dann eine einzige Handlung, eine richtige und herzliche Theilnahme im Stande ist, das Glück dieses Menschen begründen zu helfen, so sind natürlich Prüfungen nöthig, ob die Verhältnisse desselben dem Zwecke hindernd oder fördernd sein mögen. Wie nun,

wenn das Talent der kleinen Tyrnau im Stande wäre, sie in die ersten Reihen bewunderter Virtuosinnen zu stellen und wenn die Bewunderung der Menge die Mängel ihrer Geburt verlöschen und sie auf eine glänzende Höhe führen könnte!"

Frau von Ettershaiden sprach dies so ruhig, so ohne alle Affectation, daß ihr Gatte sie fixirte und nicht zu ergründen vermochte, was dahinter stecke, Scherz oder Ernst.

„Ihr hübsches Aeußere würde ihr behüflich sein, ihr Ansehen wesentlich zu heben," fügte die Dame sehr beiläufig hinzu.

„Aha — Sie haben Vorschläge für mein bürgerliches Mündel, dasselbe in eine Gräfin verwandeln zu können?" fragte Herr von Ettershaiden mit großer Bitterkeit. „Tragen Sie vor, was man der Kleinen für ihre Ehre —"

„Mein Herr —!" unterbrach seine Gattin ihn heftig. „Bedenken Sie, was Sie sagen wollen! Wann hätte ich Ihnen wohl Veranlassung gegeben, meine Tugend in Zweifel zu ziehen? Was ich jetzt im Sinne hatte, sollte nur eine Prüfung für Fides sein. Sie wissen ja nicht, was für Ansichten das junge Mädchen über eine glänzende und durch geistige Befähigung ausgezeichnete Weltstellung hat! Lassen Sie doch Fides sich erklären, ob es nicht einen mächtigen Reiz für sie

haben könnte, durch ihre Talente, durch ihre Schönheit und durch günstige Umstände gehoben, einen Gipfelpunkt von Triumphen im Nu zu erreichen!"

„Nun Fides," antwortete Herr von Ettershaiden zu dem jungen Mädchen gewendet, das mit Purpurröthe auf den Wangen da stand und athemlos vor Ueberraschung dem Gespräche horchte, „Du hast gehört, was Dir geboten wird — Glanz und Ueppigkeit in Fülle — vielleicht ein Fürstentitel vom Welten unterjochenden Napoleon Bonaparte; ihm stehen ja viele Mittel zu Gebote, Schönheit mit Talent gepaart, gut zu situiren — sprich mein liebes Mündel, damit ich Deine Wünsche kennen lerne!" Die Stimme des alten Herrn, erst von innerer Bewegung gedrückt, war nach und nach in jenen Klang von Humor übergegangen, der ihm so überaus gut stand bei seiner ernsten Haltung und Würde.

„Ich weiß nicht ganz genau, was die gnädige Frau von mir wissen will," erwiederte Fides, indem sie ihre leuchtenden Augen fest auf Frau von Ettershaiden heftete. „Kommt es bloß auf meine Meinung oder kommt es auf einen Entschluß an?"

„Gut gefragt, meine kleine Tyrnau," sagte die Dame lächelnd. „Du reifst sichtlich unter dem gedeihlichen, republikanischen Leben. Zuerst sage mir nur Deine Meinung über die Freuden eines glänzenden Weltlebens."

Fides blickte zu Melitta hin, die ganz ruhig zur Seite stand. „Begreifst Du das?“ fragte dieser kurze flüchtige Blick.

„Ich verachte den Glanz des Lebens mit dem Zwange „zu sprechen,“ „zu lächeln,“ „sich zu verbeugen,“ „zu gehen,“ „zu essen,“ „zu trinken,“ „zu stehen“ und „zu denken“ nach den Vorschriften und Regeln der Convenienz!“ sprach sie freimüthig und laut.

„Und läge nicht in der allgemeinen Bewunderung, die Du ernten könntest, eine Vergütigung dieses Zwanges?“ fragte Frau von Ettershaiden leutselig.

„Nein,“ entgegnete das junge Mädchen, indem es mit dem reizenden Muthwillen ihrer kindlichen Koketterie auf Herrn von Ettershaiden zuflog und ihn mit beiden Armen fest umschlang. „Mir ist ein gütiger Blick vom lieben Vormund tausendmal lieber, als alle Bewunderung. Wenn ich das Glück, von ihm geliebt zu werden, so leichten Herzens verschleudern wollte, so hätte ich nie verdient von ihm geliebt zu sein!“

Eine athemlose Stille folgte diesen lauten Worten. Frau von Ettershaiden erhob sich. Ihr Auge begegnete dem Auge ihres Gatten. Sie senkte es nicht schuldbewußt, sondern ließ es zerstreut, sinnend und unsicher auf ihm ruhen. Die Schwankungen ihrer Seele verriethen sich in diesem Blicke, sie gab ihnen aber keine Worte, sondern sprach, mit Gleichmuth über das ganze

Gespräch hinweggehend, das sie eben noch mit so großem Interesse verfolgt hatte: „Wenn Du Lust hast, das schöne Musikstück von Dussek „L'invocation“ zu spielen, kleine Tyrnau, so suche Dir es aus meinen Noten hervor. Ich habe es von dem Componisten selbst vortragen hören und werde Dir einige Anleitungen geben, sobald Du die ersten Schwierigkeiten des Einspielens überwunden haben wirst.“

Sie wollte nach diesen Worten den Salon verlassen, wurde jedoch von ihrem Gatten daran verhindert. Er ergriff ihre Hand. „Bella —“ bat er herzlich — „kannst Du Dein stolzes Herz nicht überwinden? Diese ungewohnte Güte — Bella, bleibe heute Abend bei uns!“

Ein flüchtiges Roth überzog ihre Wangen. „Heute nicht, Ottomar,“ flüsterte sie leise, „heute nicht — vielleicht wird später noch Alles gut. Laß mir Zeit! Sie nickte stolz mit dem Kopfe und schritt langsam, gleichsam zögernd, aus dem Zimmer. Herr von Ettershaiden begann rasch im Zimmer hin und her zu gehen. Eine Falte des Unmuthes bildete sich auf seiner Stirn. Ihm war es peinlich, in Gegenwart von Zeugen eine Herzensregung verrathen zu haben, deren er leider noch immer nicht Herr zu werden vermochte.

Der Gedanke an seine edle Uebereilung machte ihm nicht allein Verdruß; noch eine andere Empfindung

schlich sich bei ihm ein, so daß es ein sorgenvoller Verdruß war, der ihn zu der Frage drängte: „Wird sie sich an diesem Versuche genügen lassen? Wird sie nicht ihren ganzen Einfluß auf Fides, ihre volle Ueberredungskunst aufbieten, um das zu erreichen, was sie sich vorgesetzt hat?“ Bei diesem Gedanken blieb er vor den beiden jungen Mädchen stehen, die eng an einander geschmiegt, halb verlegen, aber im innersten Herzen theilnahmsvoll der letzten Scene zwischen Ettershaiden und seiner Gattin gelauscht hatten. Er blickte forschend auf Fides nieder, die ernst und gedankenvoll vor sich hin sah und mit einem Entschlusse zu ringen schien.

„Wolken auf der Stirn, meine Kleine?“ sagte er gütig. ‚Ist Dir Dein Ausspruch von vorhin vielleicht leid geworden?“

„Nein, Herr Vormund,“ antwortete Fides, sich entschlossen aufrichtend und mit frei erhobenem Kopfe dicht an ihn herantretend. „Aber ein schwerer, drückender Zweifel ist in mein sorgloses Herz gefallen. Wer waren meine Eltern, Herr Vormund?“

„Ich weiß nichts weiter von Ihnen, als das, was Du so eben gehört hast.“

„Ich will aber wissen, wer Sie waren,“ sprach sie kühn. „Ich habe das Recht es zu fordern, damit ich die Ehre derselben vertreten kann!“

„Das überlasse mir, meine Kleine! Noch hat es

Niemand gewagt, dem Mündel, welches ein Ettershaiden in seinem Hause eine Freistatt geboten hat, eine ehrenwerthe, wenn auch bürgerliche Abkunft abzusprechen."

„Können Sie aber den Leuten die Gedanken verbieten, Herr Vormund?" fragte Fides mit einem Ernste, den ihr kein Mensch zugetraut hätte. „Ich will auch nicht mit einem einzigen Gedanken meine Eltern beleidigt wissen. Was ich in Andeutungen aus dem Munde der gnädigen Frau vernommen habe, öffnet mir das Verständniß mancher Verhältnisse. So lange ich mich als die Tochter eines ehrlichen und reichen Bürgers betrachtete, hatte ich eine Stütze an dem Glauben dieser Ehrenhaftigkeit, Herr Vormund. Jetzt ist mir dieser Halt genommen und ich finde nirgends Grund und Boden, mich dem Spottlächeln der Leute widersetzen zu können. Ich glaube, daß ich im Namen meiner Mutter eine Aufklärung meiner Familienverhältnisse fordern muß!"

„In Hinsicht auf Deine persönlichen Gefühle gebe ich Dir recht, meine Kleine," erwiederte Herr von Ettershaiden ruhig. „Wenn ein Kind die Achtung für seine Eltern angetastet sieht, so ist es naturgemäß, daß es die Ehre derselben festzustellen sucht. Der Caplan Deines Großvaters lebt noch und steht in hohen Ehren. Ich werde mich mit der Bitte um Aufklärung an ihn wenden — sage Dir aber im Voraus, daß dieser

Schritt eine Entfernung aus meinem Hause nach sich führen kann."

Erschrocken schaute Fides zu ihm auf. „Um Dir diesen Ausspruch verständlich zu machen, muß ich Dich zu jener Zeit zurückführen; wo Du mir übergeben wurdest."

Fides nickte freudig beistimmend. Auch Melitta zeigte eine lebhafte und einigermaßen freudige Spannung. Sie hätte schon längst gern gewußt, in welchen Zusammenhang ihre junge Freundin mit der Familie Ettershaiden zu bringen sein könne.

Herr von Ettershaiden setzte sich in seinen Lehnsessel. Melitta nahm ihm gegenüber Platz und Fides stellte sich so nahe wie möglich, um keine Miene von ihrem Vormunde zu verlieren.

„Ihr hofft auf eine große und weitläufige Erzählung, Kinder," sprach Ettershaiden launig von einer zur andern blickend, „darauf spannt Euch nicht. Es sind kurze, unzulängliche Berichte, die ihre Wichtigkeit erst in der Zukunft entwickeln können. Ich wurde eines Morgens von einem Geistlichen besucht und um eine ganz geheime, ungestörte Audienz gebeten. Es war dieser Geistliche derselbe Caplan, den Du erwähnt hast — Dein erster Lehrer in der Musik, der Freund und Tröster Deiner seligen Mutter.

Als ich ihm versichert hatte, daß er keinerlei Stö-

rung zu besorgen habe, sagte er mir ganz einfach: „„Die Trostbedürftigkeit einer Sterbenden führe ihn zu mir.“ Ich mochte ihn mit gerechtem Erstaunen betrachten, denn er beeilte sich fortzufahren, ehe ich ihn unterbrechen konnte und setzte mir entschieden auseinander, daß nur ich im Stande sei, das Ende einer ehrenwerthen Dame leicht zu machen. Auf meine höflich kalte Frage, worauf es ankomme, erfuhr ich weiter nichts, als daß ein übereilter Schwur den Willen dieser Dame binde, daß sie aber Willens sei, meiner Ehre die Lösung eines Knotens anzuvertrauen. Wolle Gott nicht, daß ihr heißester Wunsch in Erfüllung gehe, so müsse sie sich fügen, aber es lasse ihr keine Ruhe, wenigstens den Versuch zu einem versöhnlichen Ende aller Conflicte zu machen.“

Ettershaiden machte eine kleine Pause, die von Fides nicht unterbrochen wurde, obwohl ihr Herz darnach brannte, durch Fragen mehr hervorzulocken, als ihr Vormund ihr gab.

„Der Geistliche war mir nicht bekannt!“ fuhr Ettershaiden fort. „Es giebt in Berlin nur eine geringe Anzahl Katholiken, und ich war deshalb sehr überrascht, als er mir plötzlich bemerklich machte, daß er katholischer Pfarrer sei und auch die Dame sich zur katholischen Confession bekenne. Noch höher stieg meine Ueberraschung, als er mir vertraute, daß die Tochter der

Dame, die ich beschützen solle, in der protestantischen Religion aufgenommen sei und auch darin verbleiben müsse, da es die Religion des Vaters wäre, dessen Willen man dadurch zu ehren gedenke."

„Ah — jetzt begreife ich einen Auftritt, der am Sterbebette meiner Mutter stattfand," fiel Fides mit erstickter Stimme ein. „Ich wurde mit Gewalt fortgeführt, als einige Männer mit Gefäßen, Leuchtern und einem Jesuskreuze kamen."

„Ganz recht, meine Kleine! Deine Mutter war mit den Sterbesacramenten versehen, als ich zu ihr eintrat. Obwohl ich voraussah, daß es mir einigen Kampf kosten würde, wenn ich ein wildfremdes bürgerliches Kind in meinem Hause aufnehmen wollte, so hatte ich dennoch, gerührt von dem Vertrauen, das Deine Mutter in mich zu setzen schien, ohne mich persönlich zu kennen, sogleich beschlossen, Dein Beschützer zu werden." —

„Sie haben also meine selige Mama besucht?" fragte Fides mit weicher Stimme.

„Ein einziges Mal! Als ich zum zweiten Male zu Euch kam, war sie schon gestorben und begraben. Ich holte Dich ab und empfing vom Pater Dameke alle nöthigen Papiere, so weit sie mein Vormundschaftsamt betrafen. Das Vertrauen Deiner Mutter dehnte die Rechte eines Vormundes bis zu den Rechten eines Vaters aus. Sie hatte mich testamentarisch zum Ver-

walter Deines Vermögens eingesetzt, mit dem Vormerk, daß mir volle Freiheit darüber gestattet werde, ohne Rechenschaft. Nur die Bedingung war festgesetzt, daß Du in meiner Familie bleiben müßtest bis zu Deiner Verheirathung. Ich hatte Deiner sterbenden Mutter meine Hand zum Pfande gereicht. Unser Vertrag war damit geschlossen! Aber der Caplan Dameke handelte nach ihren Instructionen, als er mir mittheilte, daß sonderbare Familienconflicte es nöthig machten, so wenig wie möglich von Dir zu sprechen. Es lebten Personen, die Ansprüche an Dich machen könnten. Um dies zu vermeiden, habe man eine hochgestellte, einflußreiche Person, wie mich, zum Beschützer des Kindes Fides Tyrnau gewählt. Eines Tages würde es keine Gefahr mehr haben, Dich hervortreten und in den Besitz Deines Vermögens kommen zu lassen — so lange aber von seiner Seite keine bestimmte Nachrichten darüber einliefen, müsse Fides Tyrnau im sicheren Schutze verbleiben."

„Das sind aber sonderbare, fabelhafte Geschichten," rief Fides gereizt. „Ich mag nicht länger als unwissendes, unzurechnungsfähiges Kind betrachtet werden!"

„Du hast vernommen, daß ich bereit bin, an den hochwürdigen Bischof Dameke zu schreiben und ihn in Deinem Namen um Aufklärung zu bitten," erwiederte Herr von Ettershaiden. Nun fragt es sich, ob wir genügende Auskunft erhalten, da der hochwürdige Herr da-

mals zu mir sagte: „Sorgen Sie, daß nicht die Neugier wach wird, sonst könnte der Fall eintreten, daß ich selbst das Kind in Obhut nehmen müßte, um es vor Zudringlichkeiten unserer eigenen Kirche zu retten, der eine Seele und ein reiches Erbe in dem Mädchen verloren geht!"

Fides starrte wiederum sehr erschrocken in ihres Vormunds Gesicht.

„Und Sie haben wirklich nicht eine Ahnung davon, warum man meine Person in solche Geheimnisse wickelt?" fragte sie kleinlaut.

„Nicht die kleinste Ahnung!" betheuerte der alte Herr. „Ich halte fest an dem Worte des Mannes, der damals als Vermittler zwischen mir und Deiner Mutter aufgetreten war. Er hat mir auf die Hostie versichert, daß nicht das mindeste von Unlauterkeit in allen Verhältnissen obwalte, sondern daß nur ein übereilter Schwur Deiner Mutter, den er mit dem besten Willen nicht zu vernichten im Stande sei, die Conflicte herbeigeführt hätten, die sie jetzt rathlos machten. Weiter zu forschen erlaubte mir meine Ehre und meine Würde nicht. Ich ersah aus der unbedingten Vertrauensaction, daß man meinen Charakter richtig erkannt habe und ich glaubte demgemäß handeln zu müssen. Nun gieb mir Ruhe, Kleine! Was Du wünschest, soll geschehen, damit Dein kleines, stolzes Herz, welches die Unbescholtenheit höher stellt, als ein gebrandmarktes, glänzendes Dasein, wieder zufrieden wird. Gute

Nacht, Ihr Kinder! Träumt von Glück so lange Ihr jung seid und überlaßt dem Alter die Sorgen." — Er winkte ihnen freundlich zu und verließ das Zimmer.

Fides und Melitta sahen sich bewegt in die Augen. „Sage mir, Melitta, sage mir, begreifst Du das, was wir heute Abend Alles erlebt haben?" fragte Fides leise und heimlich.

„Nein, meine Fides!" antwortete Melitta mit holdem Trostlächeln. „Aber hoffe nur, es wird ein Tag kommen, der alle Schleier lichtet und dann wirst Du vielleicht sehr glücklich sein!"

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reinhardt, Luise,

Die Herren von Ettershaiden Roman

Bd.: 1

Wien (1864)
P.o.germ. 402 tf-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108341-6